Grundzüge

der

Ästhetik

Diktate aus den Vorlesungen

von

Hermann Lotze 1817-81

Zweite Auflage

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1888

Inhalt.

Kap. 1—9 sind die Diktate aus dem Sommersemester 1865; Kap. 10—12 dagegen sind auch in der vorliegenden 2. Aufl. wieder 1856er Diktat, da über die Gegenstände dieser drei Kapitel Lotze in der 1865er Vorlesung, der beschränkten Zeit wegen, nur noch mündlich vortragen, aber nicht auch ein Diktat geben konnte.

Erstes Kapitel.

Von dem subjektiven Eindruck der Schönheit.

§ 1.

Die einzige von allen Voraussetzungen unabhängige Thatsache, von der die Ästhetik beginnen kann, ist der psychologische Umstand, daß gewisse Eindrücke um der eigentümlichen Zustände von Lust und Unlust willen, die sie uns erregen, durch die Namen 'schön' und 'häßlich' von anderen unterschieden werden, ohne daß noch klar ist, was durch beide Namen gesagt sein soll.

§ 2.

Zugleich aber erinnern wir uns, daß Lust und Unlust nicht bloß durch das sogenannte Schöne, sondern auch durch andre Eindrücke oder Inhalte hervorgerufen werden, die wir gleichwohl von dem Schönen als wesentlich verschieden ansehen. Hierher gehören das Angenehme und das Gute. Und von diesen beiden muß die Ästhetik, um ihren Gegenstand völlig rein zu isolieren, entweder das Schöne vollkommen abtrennen oder zeigen, warum eine solche Trennung nicht ganz möglich ist.

§ 3.

Diese erste fundamentale Untersuchung hat Kant [in dem dritten seiner Hauptwerke, der 'Kritik der Urteilskraft'] so geführt, daß er das Schöne vom Angenehmen als allgemeingültig Gefallendes, vom Guten als ohne Begriff Gefallendes abtrennte. Was wir nur 'angenehm' finden, von dem gäben wir zu, daß es andern mit Recht anders erscheine; was wir 'schön' nennen, von

dem sännen wir jedem andern an, es solle ihm ebenso gefallen. Da es aber 'ohne Begriffe' gefallen soll, d. h. da zugegeben wird, die Notwendigkeit seines Gefallens lasse sich aus keinem angebbaren Grunde beweisen, so kann man diesen Anspruch auf allgemeine Anerkennung nur unter der Voraussetzung erheben, daß der sogenannte 'schöne' Eindruck uns wegen seiner Übereinstimmung mit den Gewohnheiten einer geistigen Thätigkeit gefällt, die wir in allen Individuen als ganz gleichartig ansehen dürfen, während der 'angenehme' Eindruck nur für den gilt, der ihn so findet, weil er nur mit geistigen Thätigkeiten oder Zuständen zusammenstimmt, die in jedem einzelnen anders sein können, als im anderen.

§ 4.

Diese zwei verschiedenen Arten der geistigen Thätigkeit teilt Kant so ab, daß die 'Sinnlichkeit' die individuell verschiednen Anlagen des Geistes, Urteilskraft' dagegen, d. h. diejenige Thätigkeit, die auf irgend eine Weise mannigfaches Einzelne unter allgemeinen Gesichtspunkten zur Einheit zusammenfaßt, die überall gleichartige Anlage des Geistes bilde.

Hieraus würde nun folgen, daß Eindrücke der Sinnlichkeit nur 'angenehm' zu nennen seien und dem einen so, dem andern anders erscheinen; Eindrücke dagegen, die nur von der Urteilskraft aufgenommen werden können, würden 'schön' sein, wenn sie mit ihr harmonieren; und in bezug auf sie müßte allgemeine Übereinstimmung erwartet werden.

Nun ist es faktisch nicht so, sondern das Urteil über sinnlich Angenehmes ist wenigstens ebenso einstimmig bei vielen, als die Beurteilung des Schönen, die ja sehr verschieden ist. Und es läßt sich auch leicht begreifen, daß man eigentlich gar keinen Grund hat, es anders zu erwarten. Denn in bezug auf Sinnlichkeit sind die Menschen nicht minder von Natur gleichartig organisiert, als in bezug auf Urteilskraft. Was aber die Einzelnen im Leben erfahren, thun und leiden, das bildet nicht bloß ihre sinnliche Empfänglichkeit

sehr verschiedenartig aus, sondern auch die Gewohnheiten der Urteilskraft gehen durch Bildung und Verbildung später weit auseinander.

Endlich wird auch das nicht zuzugeben sein, daß wir für das, was uns 'schön', aber nicht für das, was uns 'angenehm' scheint, allgemeine Anerkennung verlangen. Zwar geben wir zu, daß derselbe Eindruck verschiedenen Menschen bald gelegen, bald ungelegen komme und insofern dem einen angenehm sei, dem andern nicht. Dagegen von Eindrücken, die zu ihrer Schätzung keine besondre Stimmung oder Lage des Gemüts, sondern bloß gesunde Organisation verlangen, setzen wir voraus, daß sie andern ebenso zusagen müssen, wie uns.

§ 5.

So zeigt sich, daß 'Schönes' vom 'Angenehmen' nicht durch Allgemeinheit des Gefallens oder ein Recht auf solche sich unterscheidet. Ebendahin führt die andere Betrachtung, daß diese beiden Namen nicht bloß zwei Arten, sondern zugleich eine Wertabstufung des Gefallenden bezeichnen, welche nicht schon durch Allgemeingültigkeit des Gefallens oder deren Mangel bedingt wird. Das Angenehme vielmehr, auch wenn es allgemein gefiele, würde darum noch nicht aufhören, 'bloß angenehm' zu sein, und noch nicht den höheren Wert des Schönen erhalten.

Eine richtigere Unterscheidung beider wird diese sein, daß 'nur angenehm' uns diejenigen Eindrücke erscheinen, die wir nur durch Reize erleiden, ohne uns einer von uns ausgeübten Thätigkeit, durch welche ihre Auffassung erst vollendet würde, bewußt zu werden. 'Schönheit' dagegen kann nur denen zukommen, deren Auffassung nicht in einem unzergliederbaren Wohlsein besteht, sondern aus einer Mannigfaltigkeit beziehender, verknüpfender, vergleichender Thätigkeiten unsers Vorstellens oder unsrer Einbildungskraft entsteht. Hiermit stimmt überein, daß 'Angenehmes' hauptsächlich der Sinnlichkeit, und zwar den einfachen Eindrücken derselben zukommt,

Schönheit' dagegen den Objekten der höhern Geistesvermögen und den zusammengesetzten sinnlichen Eindrücken, deren ganzer Inhalt doch nicht bloß sinnlich, sondern nur durch eine hinzukommende, durch die Einbildungskraft vollzogene Nachkonstruktion des Zusammenhangs ihres Mannigfaltigen aufgefaßt wird.

Endlich würde zugleich zu behaupten sein, daß ein absoluter Unterschied zwischen angenehmen und schönen Objekten nicht stattfinde, sondern daß derselbe Eindruck 'schön' oder 'angenehm' sei, jenachdem die Aufmerksamkeit sich in die Form des in ihm unterscheidbaren Mannigfaltigen thätig vertieft, oder das Gemüt nur passiv sich der Lust überläßt, welche der Eindruck desselben erzeugt.

§ 6.

Wenn nun 'schön' oder 'häßlich' nur die Eindrücke sind, die unsrer Einbildungskraft Gelegenheit zu Beziehungen des Mannigfachen geben, so fragt sich, durch welche Beziehungen sie schön, durch welche andern häßlich werden.

Eine alte Definition antwortet, 'schön' sei, was Einheit in der Mannigfaltigkeit, 'häßlich' dagegen, was nur Vielheit ohne Einheit wahrnehmen lasse. Aber diese Ausdrücke sind offenbar viel zu unbestimmt. Irgend eine Einheit findet sich in jedem Mannigfaltigen, wenn man sie sucht. Es fragt sich, welche Einheit wir verlangen müssen, um 'Schönheit' zu sehen.

Hierauf antwortete die ältere Ästhetik, mit vorwiegendem Hinblick auf die plastische Schönheit der Naturgeschöpfe, 'Schönheit' sei die Vollkommenheit eines Gegenstandes, und zwar sofern sie nicht durch verwickelte Demonstration, sondern durch unmittelbaren sinnlichen Eindruck einleuchte.

Daß diese Antwort nicht richtig sein kann, zeigt sich daran, daß sie auf musikalische Schönheiten nicht paßt, für die es 'Vollkommenheit' im eigentlichen Sinne, d. h. Angemessenheit zu einem gesetzgebenden Gattungsbegriff, gar nicht giebt. Auch zeigt sich ferner, daß Vollkommenheit im Grunde sinnlich eben gar nicht wahrgenom-

men werden kann, sondern immer nur durch Raisonnement erkannt wird; daß wir ferner keineswegs alles das schön finden, worin wir diese beweisbare Vollkommenheit zugeben; daß also endlich jene unmittelbar sinnlich erkennbare Vollkommenheit nur ein widersprechender, keine wahre Aufklärung gewährender Name für die Eigentümlichkeit der Schönheit ist, durch die sie mit Vollkommenheit ebenso zusammenhängt, als von ihr unterschieden ist.

Nur soviel ist einstweilen sicher, daß 'Schönheit' noch nicht überall da vorkommt, wo jene unsre beziehende Thätigkeit das Mannigfaltige unter die Einheit eines Gattungsbegriffs als völlig angemessen demselben bringen kann.

§ 7.

Wenn nun 'Schönheit' nicht auf Übereinstimmung des Objekts mit einem einzelnen Musterbegriff, einem einzelnen Satz oder Zwecke beruht, so würde sie vielleicht auf der Übereinstimmung beruhen können, welche stattfindet zwischen den von dem Objekt herrührenden Eindrücken und den allgemeinen Gewohnheiten, nach denen die Urteilskraft immer verfährt, wenn sie überhaupt Mannigfaches auf irgend einen Begriff, Satz oder Zweck bezieht.

Dieser Gedanke trat bei Kant in folgender Form auf: den Erscheinungen schreibt unser Verstand gewisse Gesetze des Zusammenhangs vor, ohne welche sie überhaupt nicht existieren oder erscheinen könnten. So ist gewiß, daß man immer, zu jedem Ereignis eine bewirkende Ursache und eine von ihm bewirkte Folge finden kann, daß alle Kräfte, die überhaupt wirken, gesetzlich wirken ꝛc. Allein wenn auch die Welt allen diesen Verstandesgesetzen gehorchte, so könnte sie das noch immer in einer Art und Weise thun, die uns weder eine zusammenhängende Erkenntnis der Welt, noch ein vernünftiges Handeln in ihr gestattete. Denn beides setzt notwendig voraus, das Mannigfache sei so gebildet, daß es unter allgemeine Gesichtspunkte untergeordnet werden kann. Beides würde daher unmöglich, wenn kein Ding dem andern ähnlich, keine Kraft mit

der andern vergleichbar wäre, jede zwar nach einem Gesetz wirkte, dieses aber mit den Gesetzen der andern nicht verglichen werden könnte, jedes Geschöpf nur einmal in der Welt wäre, Arten und Gattungen nicht existierten. Nun ist eine solche verkehrte Welteinrichtung nicht. Daß es aber eine bessere giebt, dürfen wir nicht als denknotwendig und unvermeidlich, sondern müssen es als ein Glück ansehen, das auch nicht sein könnte. Ebendeswegen erweckt uns die Wahrnehmung dieser durchgängigen Vergleichbarkeit und Aufeinanderbeziehung der Dinge da, wo sie in einem ausgezeichneten Beispiel in unsre Wahrnehmung fällt, ein Gefühl der Lust, während die bloße Angemessenheit des Wirklichen zu den denknotwendigen Gesetzen, als etwas was nicht fehlen kann, dieses Gefühl nicht erzeugt.

Da nun klar ist, daß alle Möglichkeit des Zweckmäßigen auf dieser durchdringenden Vergleichbarkeit aller Elemente der Welt beruht, so konnte Kant Schönheit auch 'Form der Zweckmäßigkeit ohne bestimmten Zweck' nennen, d. h. eine solche Bildung des Gegenstandes, welche ihn nicht bloß tauglich zu einem einzelnen, bestimmten Zweck erscheinen läßt (denn das könnte selbst in der verworrensten Welt hier und da einmal vorkommen), dessen Form vielmehr ihn als zweckmäßig passend zu sehr vielen Zwecken darstellt, von denen keiner ausschließlich gilt, ja vielleicht keiner ganz erschöpfend angegeben werden kann. Durch diese Form deutet das Schöne' auf das Allgemeinvorhandensein jener gegenseitigen Beziehbarkeit aller Weltelemente hin, und in dieser Hindeutung liegt der unvergleichliche Wert, der es vor jedem zu einem einzigen Zweck passenden Mittel auszeichnet.

Zweites Kapitel.

Von der objektiven Bedeutung der Schönheit.

§ 8.

Das Wohl oder Wehe, das wir von der Einwirkung der Gegenstände erleiden, pflegt ein ganz allgemeiner Sprachgebrauch

als Eigenschaft dessen zu bezeichnen, von dem wir es erleiden. Wir finden Speisen gesund, andere giftig ꝛc. Während wir aber in allen andern Fällen uns bewußt sind, daß diese Ausdrucksweise den wahren Sachverhalt nicht trifft, daß die Dinge vielmehr an sich nur gleichgültige Eigenschaften haben und daß ihnen jene Wertprädikate nur in ihrer für sie selbst zufälligen Beziehung auf uns zukommen, so geben wir dasselbe in bezug auf 'Schönheit' nicht zu. Obgleich der ganze Grund, von Schönheit zu reden, bloß in unsrer ästhetischen Lust liegt, die Dinge also nur 'schön' sind, sofern sie auf uns wirken, so sind wir doch hiermit nicht zufrieden. Denn wir verehren die Schönheit, verehren aber können wir weder unsre eigne Lust als solche, noch eine gleichgültige Ursache, welche dieselbe nur nebenher und zufällig erzeugt. Wir müssen vielmehr verlangen, daß dasjenige, was 'schön' heißt, sofern es auf uns wirkt, auch für sich betrachtet einen unbedingten Wert habe, der unsre ästhetische Lust und unsre Verehrung rechtfertigt, d. h. wir verlangen eine objektive Bedeutung des Schönen.

§ 9.

Ganz fehlt eine solche Rechtfertigung schon in Kant's Ansicht nicht. Für den einzelnen 'schönen Gegenstand' freilich bleibt Schönheit im allgemeinen nur eine Form, wie er uns erscheint; und ohne Zweifel kann er uns schön erscheinen durch eine zufällige Übereinstimmung zwischen einigen für ihn selbst vielleicht sehr bedeutungslosen seiner Eigenschaften mit den Gewohnheiten unsrer auffassenden Thätigkeit. Allein daß überhaupt die Wirklichkeit so geordnet ist, daß ein solches freundliches Zusammentreffen zwischen den Formen der Dinge und den Bedürfnissen des geistigen Lebens möglich ist, dies ist eine allgemeine Thatsache der Weltordnung, die wir als ein unendliches Gut preisen müssen. Und jeder einzelne Gegenstand, welcher durch Formen (wie zufällig sie auch ihm selbst sein mögen) an dieses allgemeine Füreinandersein der Dinge und der Geisterwelt erinnert, hat daran, daß er uns ein

Zeugnis jenes Gutes ist, den objektiven Wert, um deswillen er uns als auch an sich schön erscheint.

Diese objektive Bedeutung der Schönheit bei Kant erschöpft ohne Zweifel nicht alles, was wir unter diesem Namen verlangen. Doch sieht man leicht, daß sie dafür allgemeingültig für alle Arten der Schönheit ist, auch für die, welche (wie die landschaftliche oder manche musikalische) sich gar nicht als Erscheinung Eines lebendigen Wesens, sondern nur als eine Ansicht fassen lassen, welche eine an sich unverbundne Mannigfaltigkeit für uns darbietet, wenn wir sie von bestimmten Standpunkten aus zu verbinden suchen.

§ 10.

Größere objektive Bedeutung sucht dem Schönen eine andre oft ausgesprochne symbolische Ansicht zu geben: das Schöne wirke nicht durch seine Form allein oder überhaupt durch das, was es ist, sondern durch das, woran es erinnert; natürlich nicht so, daß es durch eine zufällige Vorstellungsassociation, sondern so, daß es durch seine eigenen Formen und seinen Inhalt mit Notwendigkeit daran erinnert.

Diese Ansicht bedarf jedenfalls der ersten Beschränkung, daß der Inhalt, an den wir erinnert werden, nicht in einem Begriff oder Satz oder einer Wahrheit bestehen darf, deren volle Bedeutung sich durch bloße Gedanken auch ohne Bild erschöpfend auffassen läßt. Denn ein Bild oder Symbol, das so nur unnötige Zugabe sein würde, rechtfertigt den Wert nicht, den wir auf die Schönheit legen. Niemals ist daher Allegorie als solche schön. Ein 'schöner' Gegenstand aber ist immer so beschaffen, daß, wenn er an Gedanken erinnert, er wenigstens nicht durch einen Gedanken, sondern nur durch unendlich viele erschöpft werden kann, als deren Symbol er mit ganz gleichem Recht gelten kann.

§ 11.

Dagegen ist einzuwerfen, daß die bloße Vieldeutigkeit einer

Form ihr noch keinen Wert giebt, wenn nicht das von Wert ist, worauf sie eben hindeutet.

Den Sinn dieses Einwurfs verdeutlicht zuerst folgendes einzelne Beispiel. Sobald der Mensch überhaupt so weit entwickelt ist, um ästhetische Urteile zu fällen, ist er längst über die Zeit hinaus, in der er Raumfiguren bloß wahrnahm, ohne sie zu deuten. Er hat längst gelernt, räumliche Formen als Erscheinungen in ihnen wirksamer Kräfte oder als Produkte sie erzeugender Bewegungen zu fassen. Diese bloße Deutung der Formen auf lebendige Thätigkeiten würde indes immer noch für uns gleichgültig sein, wenn nicht unsre Organisation als Doppelwesen von Geist und Leib uns befähigte, nicht bloß selbst Bewegungen zu erzeugen und zu leiden, sondern auch, indem wir sie erzeugen und leiden, sie unmittelbar in Gefühlen der Anstrengung oder Leichtigkeit, Anspannung oder Erschlaffung u. dergl. zu einem innerlichen Genuß von Lust oder Unlust zu verwerten. Daher erinnern uns Raumformen zunächst zwar an Kräfte und Bewegungen, 'schön' aber erscheinen sie uns, weil wir das Glück oder Wohl, welches in der Ausübung dieser Thätigkeiten liegt, in einem lebendigen Gefühl unmittelbar erfahren haben. Wer sich selbst nicht bewegen könnte, dem würde alle Bewegung ästhetisch indifferent sein. Denn er würde nie dahinter kommen, wie eigentümlich wohl oder wehe dem Bewegten zu Mut ist.

Was hier von den Raumformen erwähnt wurde, gilt ebenso von den rhythmischen Zeitformen, überhaupt von jeder Kombinationsweise irgend eines Mannigfaltigen: immer wird es der Phantasie gelingen, sich in jede solche Form so hineinzuversetzen, daß sie dieselbe als Erscheinung oder Erzeugnis einer lebendigen Thätigkeit faßt.

§ 12.

Wir verlangten oben, der Inhalt, an den das Schöne erinnern soll, müsse dieses Schönen bedürfen, um überhaupt nur vollständig genossen zu werden.

Was wir nun an Lust oder Unlust empfinden bei Ausführung

oder Erleidung einer bestimmten Bewegung, bedarf zu seiner Verdeutlichung nur der Vorstellung dieser Bewegung selbst, aber nicht einer mittelbaren Erinnerung durch die Form eines 'schönen' Gegenstandes. Allein jede wirkliche Handlung ist bedingt teils durch die Objekte, auf die sie geht, teils durch die Formen, die unsre Organisation ihr möglich läßt. Keine dieser wirklichen Bewegungen drückt daher ohne Abzug oder Zuthat die bloße Regsamkeit unsres geistigen Lebens aus, die wir auf sie verwenden.

Nun aber, nachdem wir einmal Glück und Unglück dieser Regsamkeit kennen gelernt haben, entsteht die Sehnsucht, das, was wir bisher nur durch jene beiden Bedingungen beschränkt genossen haben, auf eine völlig unbeschränkte Weise zu genießen, also: uns der bloßen reinen Elasticität des geistigen Lebens bewußt zu werden und zu erfreuen, befreit von den endlichen Formen, die jene Bedingungen ihr vorschreiben.

Das Bild dieser Elasticität halten uns nun die 'schönen' Gegenstände vor. Indem sie uns Formen des Zusammenhanges zwischen an sich bedeutungslosen Raum- oder Zeitpunkten darstellen, bilden sie auf eine allgemeine Weise die unendliche Mannigfaltigkeit der lebendigen Regsamkeit ab, die in der Wirklichkeit immer durch Beziehung auf bestimmte Objekte oder durch die Schranken der Organisation verendlicht wird.

§ 13.

Daß indessen Formen uns die genußvolle Elasticität und Regsamkeit des geistigen Lebens in allgemeiner Weise versinnlichen, macht sie zwar interessant für uns, aber unsre Verehrung für Schönheit wäre doch erst dann erklärt, wenn jene durch sie angedeutete geistige Regsamkeit als eine an sich, unbedingt wertvolle begreiflich wäre. Unbedingten Wert nun hat nur das Gute. Es fragt sich also, ob Formenschönheit mit diesem in Verbindung zu setzen sei*).

*) Schiller, in den ästhetischen Abhandlungen. — H. Lotze, Geschichte der Ästhetik in Deutschland, München 1868, S. 87 ff.

Nun scheint allerdings das Gute nur in Handlungen und Gesinnungen vorzukommen. Indessen ist es unleugbar eine zu enge Auffassung der Sittlichkeit, wenn wir sie nur hierin suchen und uns für völlig unbeschränkt darin ansehen, wie wir unser nicht-handelndes Geistesleben, den Verlauf unsrer Vorstellungen, den Gang unsrer Phantasie, den Wechsel unsrer Stimmungen gestalten oder sich selbst gestalten lassen wollen. Wer z. B. im Handeln von Person zu Person Gerechtigkeit übt, dagegen im Verhältnis zu den Sachen, gegen die es allerdings unmittelbar keine sittliche Verpflichtung giebt, so verfährt, daß er von Kleinigkeiten sich maßlos aufregen, von Großem kaum bewegen läßt, allerhand Lieblingsneigungen folgt, die mit dem objektiven Wert der Dinge nicht stimmen, der giebt offenbar seinem Innern eine Haltung, deren formaler Charakter dem Formalen seiner sittlichen Handlungsweise, der Gerechtigkeit widerspricht. Aber ein solcher Zwiespalt innerhalb der Person, welche der gemeinsame verantwortliche Mittelpunkt alles Thuns und Handelns sein soll, widerspricht ebensosehr dem allgemeinen Geist aller sittlichen Ideen. — Umgekehrt: wer es vermag, alle Stimmung, Haltung und Gewohnheit seines innern Lebens auch da, wo nicht gehandelt werden muß, in denjenigen Formen zu gestalten, welche dem Sinne der sittlichen Ideale entsprechen, erscheint uns sittlich vollendet und als 'schöne Seele'.

Die Schönheit nun, die hier als ein dem Guten entsprechender formaler Charakter des lebendigen Geistes auftritt, kann endlich, da Formen ablösbar sind von dem Inhalt, an dem sie vorkommen, auch äußeren Gegenständen zugeschrieben werden, wenn ihre Eindrücke von der Art sind, daß sie unser geistiges Leben in einer jener dem idealen Geist entsprechenden Weisen in Bewegung setzen.

§ 14.

Wir setzen in dem Weltganzen unbedingt wertvolle Zwecke voraus, um deren willen überhaupt alles ist, was ist. Aber keine dieser Zweckideen verwirklicht sich selbst, sondern alle bedürfen,

um in irgend einer bestimmten Erscheinung da zu sein, die Mitwirkung eines Systems realer Mittel, und zwar solcher, deren Wirkungen nach allgemeinen, immer gleichen Gesetzen erfolgen, keineswegs aber sich veränderlich nach den Zwecken richten, denen sie dienen sollen. Eine Zweckidee wird deshalb nur dann erfüllt, wenn diese realen Mittel sich in einer solchen Weise verbunden haben, daß aus ihrem allgemein-gesetzlichen, blinden Wirken das, was der Zweck will, als mechanisch notwendige Folge ohnehin entspringen muß.

Sehr selten nun entspricht dieses mechanische Wirken genau demjenigen, was der Zweck verlangt. Aber außer diesen Unvollkommenheiten liegt in der Natur aller dieser Zweckvollendung noch der unvermeidliche Mangel, daß jedes reale Mittel nicht bloß die für den Zweck erforderlichen Eigenschaften, sondern auch andre für ihn gleichgültige besitzt, die aber, nachdem sie einmal da sind, nicht abgehalten werden können, ebenfalls zu wirken. Deshalb erscheint uns jeder Naturzweck, auch wenn ein Geschöpf oder eine Reihe von Ereignissen ihn erfüllt, gleichwohl mit einer Menge von Nebenzügen belastet, die dem Zweck äußerlich sind und nur den Mitteln angehören, oder kurz: der ideale Sinn des Zweckes wird durch die Erscheinung nicht ganz gedeckt, sie ist entweder mangelhaft oder enthält überflüssiges.

Die Welt scheint also auf einer Zweiheit ursprünglich verschiedner Principien zu beruhen: auf zwecksetzenden Ideen, welche nicht die Macht haben, sich selbst zu realisieren, und auf einem ausführenden Mechanismus, der nicht den guten Willen hat, ausschließlich den Ideen zu dienen. Daß in Wahrheit dieser Zwiespalt nicht vorhanden sei, können wir glauben, aber von der Art der Einheit, welche beide Principien noch versöhnte, können wir im Denken keine zufriedenstellende Vorstellung bilden.

Diese Einheit nun, die sich allgemein weder in der Erfahrung finden, noch durch Denken konstruieren läßt, tritt uns als einzelne Anschauung in den schönen Erscheinungen entgegen, welche als einzelne glückliche Fälle zu betrachten sind, in denen die sonst

weit auseinandergehenden Mächte, der notwendige Mechanismus und die zwecksetzende Idee, vollkommen übereinstimmen.

Darin würde also die Schönheit bestehen, daß zur Verwirklichung des ideellen Inhalts nur so viel reelle Mittel, als nötig, benutzt sind und keine von dem Zweck undurchdrungene, überflüssige Realität zurückbleibt, daß aber anderseits der Mechanismus dem Zweck nicht nur das Allernotwendigste leistet, sondern daß auch die Eigenschaften der Mittel, welche für den Zweck selbst eine ernsthafte Bestimmung nicht haben, gleichwohl sich in Formen kleiden, welche auf irgend eine Weise durch den Sinn und Charakter des Zweckes bevorzugt werden. In diesem Sinn ist also die 'Schönheit' ein anschauliches Zeugnis dafür, daß die Einheit jener beiden Principien des Weltlaufs wenigstens möglich ist, obgleich uns eine wissenschaftliche Erkenntnis derselben fehlt.

Drittes Kapitel.

Von der Idee der Schönheit.

§ 15.

Alle vorigen Definitionen der Schönheit paßten nur jede einzelne für eine einzelne Gattung des Schönen (wenigstens unmittelbar). Allein die daraus entspringende Vermutung, Schönheit beruhe in verschiednen Fällen auf verschiednen Gründen, wird nicht bloß gemißbilligt, weil die große Verwandtschaft der ästhetischen Eindrücke, die wir von allerlei Schönheit haben, auf Einheit ihres Grundes schließen läßt, sondern auch weil es dem Werte der Schönheit widerspricht, bald von diesem, bald von jenem Verhalten eine Folge zu sein.

Für das Bestreben nun, Schönheit allgemein zu fassen, würde der richtige Weg der sein, einen Begriff der Schönheit aufzustellen, welcher die allgemeingültigen Bedingungen angäbe, unter denen überall irgend einem einzelnen Gegenstand oder

Verhältnis zukommt, schön zu sein. Allein diesen Weg verläßt man oft. Während nämlich im Allgemeinen Begriffe das nicht sind, was sie an einem Subjekt als Eigenschaft bezeichnen, z. B. der des Süßen nicht süß, der des Krummen nicht krumm, so vergißt man diese einfache logische Wahrheit am leichtesten bei den Begriffen, deren Inhalt zugleich Gegenstand einer Wertbestimmung ist. Für das Gute z. B., das Schöne, das Wahre sucht man einen solchen Allgemeinbegriff, welcher selbst gut, schön oder wahr wäre, nicht aber bloß die Bedingungen bezeichnete, unter denen irgend einem einzelnen Inhalt gut, schön oder wahr zu sein zukäme.

Auf diese Weise ist seit dem Altertum ein αὐτὸ τὸ καλόν, ein 'Schönes an sich' oder ein 'Ideal des Schönen' gesucht worden, in dem Sinne, daß dieses 'Schöne an sich' selbst schön und im Vergleich mit den einzelnen schönen Gegenständen und Erscheinungen ein nur dem Grade nach unendlich höherer, im übrigen gleichartiger schöner Urgegenstand oder schöne Urerscheinung wäre, von welcher auf schwer anzugebende Weise jene einzelnen ihre Schönheit abgeleitet empfingen. Wie unmöglich eine solche Verallgemeinerung ist, bemerkt man am besten, wenn man denselben Versuch mit andern Begriffen, etwa dem des Nützlichen, macht. Man würde unmöglich angeben können, was 'das Nützliche an sich' sei, sondern in dem allgemeinen Begriff des Nützlichen (sowie in dem Schönen) nur die allgemeine Angabe der Bedingungen wiedererkennen, unter denen es einem Anderen, Einzelnen möglich ist, nützlich oder schön zu sein.

§ 16.

Während wir nun so nur zu einem ganz unauffindbaren und unfruchtbaren 'allgemeinen Ideal des Schönen' gekommen wären, führt jener richtigere Weg zur Bestimmung der 'Idee der Schönheit'.

Der Name Idee steht im Gegensatz zu dem des Begriffs. Der letztere drückt die durch einen allgemeinen Typus geregelte Zusammensetzung einer Vielheit von Merkmalen aus, von denen jedes

innerhalb enger Grenzen variieren kann. So bilden die Begriffe der Tiergattungen, da sie ganz wesentlich auf einen nichtfehlendürfenden Thatbestand von Merkmalen gegründet sind, immer noch ein bestimmtes anschauliches Bild, und ihre einzelnen Exemplare sind diesem und einander ähnlich.

'Idee' dagegen ist nur die Angabe des Sinnes, der Bedeutung oder des Gedankens, der in einem Gegenstand ausgedrückt sein soll, zu dessen Ausdruck aber nicht bloß ein bestimmter Thatbestand von Merkmalen, sondern unzählig viele fähig sind. Die 'Idee' hat daher nicht unter sich Exemplare, welche ihr und einander ähnlich wären, sondern sie kann, ganz sich selbst gleich, in dem verschiedensten Material, in Gestalten, Verhältnissen, Ereignissen &c. zur Erscheinung kommen. — Die einfachste Art der Idee ist der 'teleologische Begriff' eines Gegenstandes z. B. einer Uhr, der nur angiebt, was die Uhr soll, aber gar nicht auf Stoff, Form, Merkmale und dergl. Rücksicht nimmt.

Die volle Bedeutung, in welcher 'Idee' in der neueren Philosophie gebraucht wird, erhalten wir jedoch erst durch den Zusatz, daß damit nicht ein beliebiger, in unsrem Denken willkürlich, durch Abstraktionen oder Kombinationen, hervorgebrachter Gedanke gemeint sei, welcher in derjenigen Fassung und Begrenzung, die wir ihm geben, in der Wirklichkeit keine Macht und Geltung hat; vielmehr ist 'Idee' nur ein solcher Gedanke, der zu dem Ganzen der wirklichen Weltordnung wesentlich gehört und eine herrschende Macht in dem Zusammenhang der Erscheinungen ist. Hierin ist der philosophische Sprachgebrauch vollkommen dem gemeinen entgegengesetzt, der unter 'Idee' oder 'bloßer Idee' jedes leere Spiel der Einbildungskraft versteht.

§ 17.

Die Aufgabe nun, eine solche 'Idee der Schönheit' nachzuweisen, würde auf das natürlichste den idealistischen Systemen zugefallen sein, welche in der ganzen Welt keinerlei bloß thatsäch-

liches, blindes Sein und Geschehen zugeben, sondern behaupten, alles, was sei und geschehe, sei und geschehe so, wie es ist und geschieht, nur im Auftrage und auf die Forderung einer bedeutungsvollen Idee, die in dem Weltganzen sich zu verwirklichen suche.

Allein diese Systeme täuschen eine solche Erwartung, weil sie, ausschließlich begeistert von dem eben erwähnten Gedanken über den allgemeinen formalen Zusammenhang der Welt, den notwendigen zweiten Schritt vernachlässigen, nämlich zu zeigen, was denn als diese höchste Idee, mithin als Princip der Welt anzusehen sei. Ja, sie behaupten sogar, diese Frage selbst sei unzulässig: nicht irgend eine Idee, sondern 'die Idee überhaupt' müsse als höchstes Princip gedacht werden. Dieser logische Fehler, den formalen Titel 'Idee' für dasjenige auszugeben, was denselben tragen kann, hat die Folge, daß die meisten Definitionen, welche diese Systeme von der Schönheit geben, aus inhaltleeren Abstraktionen bestehen, denen man nur mühsam einen bestimmten, mit dem unmittelbaren ästhetischen Gefühl übereinstimmenden Sinn verschaffen kann.

Diese Unklarheit wird noch gesteigert dann, wenn die Sehnsucht, zu der unendlichen Mannigfaltigkeit des Wirklichen Ein höchstes Princip zu finden, so weit geht, auch den großen Gegensatz des Geistigen und der Natur aus einer höheren gemeinsamen Wurzel abzuleiten, welche weder Geist, noch Natur sei. Da die menschliche Erkenntnis etwas Höheres und dennoch Inhaltvolles über den Geist hinaus nicht mehr auffinden kann, so ist unvermeidlich, daß dieses 'Höhere', sogenannte 'Absolute' in einer leeren Abstraktion bestehen muß, welche wohl etwas ausdrückt, was man gern finden möchte, was man aber nie finden kann. Wird nun die ganze Welt als Entwicklung dieses inhaltlos Höchsten gedeutet, so pflegt dann auch die Schönheit auf einen abstrakten Entwicklungsprozeß gedeutet zu werden, für den wir nur Interesse haben können, wenn wir aus dem unmittelbaren Gefühl das wieder hinzufügen, wovon er abstrahiert.

Fr. Th. Vischer, Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. Teil I: Die

Metaphysik des Schönen, Reutl. u. Lpz. 1846, S. 47: 'Die absolute Idee ist die Einheit aller Gegensätze, welche sich in dem höchsten Gegensatze, dem des Subjekts und Objekts, sammeln, der sich durch die geteilte, aber selbst wieder zur Einheit sich zusammenschließende Thätigkeit des Erkennens und Wollens aufhebt. Diese höchste Einheit ist nicht bloß ein formaler Begriff; sie kann aber auf keinem einzelnen Punkte der Zeit und des Raumes als solche zur Erscheinung kommen, sondern sie verwirklicht sich bloß in allen Räumen und im endlosen Verlaufe der Zeit durch einen beständig sich erneuernden Prozeß der Bewegung'.

§ 18.

Die Definitionen der Schönheit, welche in diesen Systemen vorkommen, sie sei Einheit des Unendlichen und Endlichen, des Idealen und Realen, des Allgemeinen und Besonderen, des Freien und Notwendigen, des Ewigen und des Veränderlichen, und zwar alle diese Einheiten in einer einzelnen, endlichen Erscheinung angeschaut, drücken offenbar denselben Grundgedanken aus: daß alles, was wir als absolut wertvoll ansehen, doch eine Wirklichkeit nur haben kann, wenn es an einem Material oder in gewissen besondern Formen ausgeprägt wird, von denen gleichwohl keine im stande ist, den vollen Sinn dieses Wertvollen zur Erscheinung zu bringen. Dieses tragische Weltschicksal, daß alles Höchste und Beste nur in einer Verendlichung, durch die es selbst beschränkt wird, überhaupt existieren kann, wird insofern durch die 'Schönheit' versöhnt, als diese uns an einzelnen bevorzugten Erscheinungen wenigstens den Schein einer in der That auch da nicht wirklich vorhandenen mangellosen Kongruenz des unendlichen Sinnes mit der endlichen Form entstehen läßt.

Genauer betrachtet würde sich nun hier fragen, woher eigentlich in einer Welt, welche ganz und gar durch die Idee bestimmt ist, die Möglichkeit einer Inkongruenz zwischen ihr und den Erscheinungen komme, die ja gänzlich aus ihr selber fließen würden. Begreiflich würde nur scheinen, daß verschiedene Abstufungen der Schönheit stattfänden, da die Idee nicht in jeder Erscheinung ihren ganzen Gehalt auszudrücken braucht. Man bemerkt leicht, daß

allen diesen Ansichten die Anerkennung der für uns nicht hinwegzuräumenden Thatsache fehlt, daß (für unsre Erkenntnis) die wertvolle Idee sich eben nicht selbst verwirklicht, sondern nur durch einen Mechanismus, welcher sich nach allgemeinen Gesetzen des Wirkens, aber nicht nach Zielen und Zwecken richtet. Ergänzt man diesen Gedanken eines Zwiespaltes zwischen den bedingenden Mächten des Weltlaufs, so begreift man dann erst, wie die im Ganzen der Welt vorauszusetzende Einheit beider nicht überall, sondern nur an einzelnen bevorzugten Erscheinungen sichtbar wird, und kommt so auf die früher gegebene Definition der Schönheit zurück.

§ 19.

Welche Definition man auch gelten lasse, zeigen wird sich doch die Schönheit immer nur in Formen der Verbindung eines Mannigfachen. Es bleibt also die Frage übrig, welches diejenigen Formen sind, in denen man die so oder so definierte Schönheit erkennt. Aus der Definition selbst aber diese Formen abzuleiten, würde sehr unsicher sein; und ohne Zweifel haben hier die realistischen Systeme recht mit ihrer Aufforderung, man solle, ohne über den Sinn und den letzten Grund des Wohlgefallens zu grübeln, zuerst unbefangen diejenigen Urformen oder Urverhältnisse des Mannigfachen aufsuchen, auf welchen thatsächlich ein allgemeines Wohlgefallen ruht.

Allein es würde ein Irrtum sein, wenn man diese methodisch richtige Forderung zu dem sachlichen Lehrsatze steigern wollte, es gäbe überhaupt Verhältnisse oder Formen, die durch das, was sie sind, so wertvoll seien, daß sie jeder Erkenntnis, welche sie bloß wahrnimmt, gefallen müßten, abgesehen davon, ob sie mit der Natur des erkennenden Subjektes übereinstimmen oder etwas bedeuten, was in der wirklichen Welt und für dieses Subjekt von unbedingtem Wert ist. Wenn z. B. behauptet wird, Einklang oder Harmonie sei überall schlechthin wohlgefällig, ganz gleichgültig, welches die Glieder seien, zwischen denen sie vorkomme, und eben-

falls ganz gleichgültig, wer das Subjekt sei, welches sie wahrnehme, so ist darauf zu antworten: 'Einklang' und 'Mißklang' (überhaupt jedes Prädikat, das eine Wertbestimmung einschließt) kann durchaus nicht betrachtet werden als vorhanden seiend, bevor wir das Verhältnis, dem beide zukommen sollen, wahrnehmen und von ihm affiziert werden. Außer dieser Beziehung auf uns ist jedes Verhältnis, welches zwischen zwei Elementen objektiv stattfindet, so gut wie jedes andere und keines edler als das andre; eine Abstufung des Wertes tritt nur ein, wo mehrere Verhältnisse selbst wieder in Beziehung zu einem Muster gesetzt werden, welches sein soll. Für die Schönheit kommt dieser Fall nicht in Betracht, da sie von aller theoretischen Zweckmäßigkeit verschieden ist. Anzunehmen aber, daß zwei Elemente schlechthin mit einander in Einklang ständen [ohne daß ihr Verhältnis einem Dritten (Muster) entspräche], würde nur dann Sinn haben, wenn die Elemente selbst durch diese ihre Beziehung etwas von einander litten und diese Änderung ihres inneren Zustandes durch ein Gefühl der Lust als eine glückliche von andern unterschieden.

Das heißt also: 'Einklang' und 'Mißklang' existieren niemals in Verhältnissen eines Mannigfaltigen bereits so fertig, daß sie infolgedessen einem Gemüt um ihres eigenen Wertes willen gefallen oder mißfallen müßten; sondern jedes Verhältnis kann so nur heißen, sofern seine Einwirkung auf ein wahrnehmendes Subjekt um der Natur dieses letzteren willen Lust und Unlust erregt. Zu behaupten, Verhältnisse seien an sich schön und hinterher merke das der Geist, würde ebensoviel sein, als von einem Schmerze reden, der schon Schmerz wäre, ehe er jemand weh thäte, und der nur hernach als solcher von dem erkannt wird, den er trifft.

R. Zimmermann, Ästhetik. 1. Teil: Geschichte der Ästh. als philosophischer Wissenschaft, Wien 1858. 2. Teil: Allgemeine Ästh. als Formwissenschaft, ebd. 1865. — G. Th. Fechner, Zur experimentalen Ästhetik [in d. 'Abhandlungen d. K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften' Bd. 14 (= math.-physik. Kl. Bd. 9), Lpz. 1871]. Derselbe, Vorschule der Ästhetik, 2 Tle., Lpz. 1876.

§ 20.

Dem Vorigen zufolge kann daher die Bemühung, den eigentlichen Sinn und Grund des Gefallens an den ästhetischen Formen aufzusuchen, keineswegs, wie die realistischen Ansichten wollen, aus der Ästhetik ganz gestrichen werden; es kann nicht genügen, daß gewisse Formen gefallen, sondern allerdings müssen wir nach dem Grunde davon fragen, weil es eben einen solchen Grund giebt.

Von keiner Form dürfen wir behaupten, sie habe einen solchen selbständigen Wert, daß sie auch außerhalb dieses ganzen Weltalls, auch wenn alles (die objektive Wirklichkeit und die sie erkennenden Geister) ganz anders wäre, als es ist, immer noch denselben Wert hätte und von jedem irgendwie organisierten Subjekt, falls dasselbe nur überhaupt wahrnehmen könnte, mit demselben Wohlgefallen wahrgenommen werden müßte.

Vielmehr haben alle diese Formen nur Wert, sofern sie Erscheinungsweisen desjenigen Zusammenhangs, der Entwicklungsarten, derjenigen Lebendigkeit und desjenigen Rhythmus in dem Ablauf mannigfacher Ereignisse sind, welche das Höchste und allein unbedingt Wertvolle, nämlich das Gute, zu seiner eigenen Verwirklichung in der Erscheinungswelt herzustellen strebt.

Ein unbedingtes Wohlgefallen aber fällt in unserem Geiste auf sie deswegen, weil wir in ihnen eben dieses Höchste, das unsere eigene Bestimmung ist, zwar nicht seinem ganzen Gehalte nach realisiert, wohl aber als herrschendes Princip über alles das Reale vorfinden, das zu seiner Verwirklichung dienen soll. So gefällt uns Einheit in der Mannigfaltigkeit, Gleichgewicht, Symmetrie, Stetigkeit und Konsequenz in der successiven Entwicklung nicht bloß durch das, was diese Verhältnisse formal sind, sondern weil wir fühlen, daß es diejenigen formalen Verhaltungsweisen sind, welche das Wohlwollen, die Gerechtigkeit, die Beständigkeit und Billigkeit, d. h. einzelne Seiten des Guten allgemein derjenigen Welt auferlegen würden, in welcher das Gute schrankenlos herrschte.

Viertes Kapitel.

Die einzelnen ästhetischen Ideen.

§ 21.

'Licht' ist ein Kollektivname für den Glanz, der in Wirklichkeit nur in verschiednen 'Farben', nicht aber für sich wahrgenommen wird. Ebenso ist 'Schönheit' in der weiten, bisher gebrauchten Bedeutung ein Gesamtname für das Wohlgefällige sehr verschiedner ästhetischer Eindrücke, welche teils Namen führen, wie 'das Erhabene', 'das Anmutige', das Komische', 'das Tragische' ꝛc., teils in der Sprache namenlos, darum aber nicht unwichtig sind. Kein Eindruck oder Gegenstand kann schlechthin 'schön' sein in jener weitern Bedeutung, sondern nur in einer dieser specielleren Färbungen, unter denen allerdings Schönheit in einer engeren Bedeutung (z. B. im Gegensatz zur Erhabenheit) als eine neben andern genannt zu werden pflegt.

Unsre Aufgabe ist jetzt, diese verschiedenen Arten der Schönheit so zu mustern, daß wir die Aussprüche des unmittelbaren Gefühls, auf denen ihre Unterscheidung beruht, interpretieren und zeigen, wo ein Grund zur Unterscheidung vorhanden ist und durch welchen Sinn jede dieser Formen von der andern sich abgrenzt.

§ 22.

Wenn man fragt, wodurch sich die Schönheit eines musikalischen Accordes von der eines andern gleichfalls konsonierenden unterscheide, oder worin die Schönheit jedes derselben bestehe, so empfindet man sofort, daß zwar der Eindruck beider fühlbar, aber auch durchaus nur fühlbar verschieden ist und daß man die Schönheit jedes einzelnen Accordes nur als einen passiven Zustand der Gemütserregung erleben, aber auf gar keine Weise auf ein in unserem Bewußtsein angebbares, vorstellbares oder meßbares Verhältnis der verbundenen Töne deuten kann. Wollte man z. B. 'Dur'

und 'Moll' durch Härte und Weichheit unterscheiden, so würden auch diese beiden letztern Namen nichts andres bedeuten, als die gleichfalls nur erlebbaren, aber durch Denkbestimmungen gar nicht unterscheidbaren Gefühle, die uns die Berührung des Weichen oder Harten verschafft. — Ganz ebenso verhält es sich mit den Farbenharmonien.

Diese erste Art der Schönheit, welche in dem 'Wohlgefälligen der Verwandtschaft einfacher qualitativer Eindrücke' besteht, liegt allen weiteren Schönheiten gewissermaßen als benutzbares Element zu Grunde und wird von uns als die elementarste bezeichnet, weil sie nur in Gestalt eines unmittelbar erlebten Gefühls vorkommen, der Grund ihres Reizes aber auf gar keinen speciellen Gedanken zurückgeführt werden kann.

§ 23.

Eine zweite Klasse bildet die formale Schönheit der Verknüpfung des Mannigfaltigen, abgesehen von dessen eigener Bedeutung.

Diese Schönheit kann an ganz abstraktem Inhalt, z. B. einer systematischen Gedankenverknüpfung, in dem Bau einer arithmetischen Formel [Görres] ꝛc. vorkommen; zu Kunstleistungen anwendbar und deswegen mehr zu beachten erscheint sie nur an den anschaulichen Gebilden von Raum und Zeit.

Es kann die Frage sein, worauf der Reiz dieser Schönheit beruht. Man leitet ihn davon ab, daß die Reihenfolge von Thätigkeiten, zu denen die sinnlichen Organe, um solche Formen aufzufassen, genötigt sind, mit den Bedingungen ihrer beständigen Funktion besonders wohl zusammenstimmen, so daß also dem Auge schön erscheint, was zu Bewegungen des Blicks veranlaßt, welche auszuführen den Nerven des Augenmuskelsystems leicht fällt. Indessen ist es unmöglich, diese Ansicht speciell zu beweisen, da die Funktionsbedingungen der Nerven zu unbekannt sind. Wahrscheinlich ist

es außerdem, daß zwar ein Teil aber nicht der ganze ästhetische Eindruck hierauf beruht.

Weit mehr, als um der Leichtigkeit der organischen Prozesse willen, durch welche ihre Wahrnehmung entsteht, scheinen schöne Formen um der Gedanken willen zu gefallen, die ihre Wahrnehmung, nachdem sie fertig ist, in der Seele erweckt. Und zwar sind diese Gedanken deshalb Ursachen einer ästhetischen Lust, weil sie Formen darstellen, welche das Mannigfaltige jeder Welt in seiner Verknüpfung befolgen muß oder soll, weil nur unter Voraussetzung dieser formalen Verknüpfungen das an sich absolut Wertvolle, das Gute, in einer Welt von Erscheinungen sich verwirklichen kann. Allerdings liegt also in diesen Formen der Gehalt des Guten und Sittlichen nicht, aber sie erinnern daran, indem sie solche sind, ohne die dieser Gehalt keine Erscheinung hätte.

Anmerkung. Das ästhetische Interesse z. B., welches wir an der Reinheit eines Eindrucks (einer Farbe, eines Tones) nehmen, kann zuerst darauf bezogen werden, daß hierin sich die Identität des Seienden mit sich selbst ausspricht. Aber der Wert dieser Identität selber beruht doch nur darauf, daß sie nicht bloß ein schlechthinniges metaphysisches Gesetz des Seins, sondern zugleich eine Form ist, ohne welche kein sittlicher Inhalt in einem Subjekt realisierbar wäre.

Verlangen wir ferner, daß jede für sich abgegrenzte Erscheinung nicht bloß irgendwo aufhöre, sondern sich selbst begrenze, also entweder kontinuierlich durch Abschwächung verschwinde oder, wenn sie mit scharfen Grenzen aufhört, vor dieser Grenze auf irgend eine Weise ihr Bestreben zu endigen selber andeute (worauf z. B. alle Einfassungen, Saumbildungen, alle Verzierungen in der Architektur bei dem Zusammenstoß verschiedenwertiger Baulieder, die Vorbereitung des Schlusses in der Musik ꝛc. beruhen), so liegt dem allen zunächst das Bedürfnis zu Grunde, das Seiende als Ganzes zu fassen. Aber dies Bedürfnis der Ganzheit selbst scheint davon seinen Wert zu haben, daß wieder diese Form der Selbstständigkeit, die sich nicht schlechtweg durch Äußeres begrenzen und bestimmen läßt, eine notwendige formale Eigenschaft jedes Subjekts ist, in welchem Gutes realisiert sein soll.

Dieselben Betrachtungen lassen sich ausdehnen auf die übrigen formalen Schönheiten: der Symmetrie, des Rhythmus, der Konsequenz in der Aufeinanderfolge verschiedner Eindrücke 2c. Alle diese Schönheiten bilden uns in mannigfaltiger Weise zunächst den allgemeinen Bau der Welt ab, in welchem allgemeine Gesetze (der Anordnung, der Verteilung, des Zusammenhangs von Grund und Folge 2c.) alle einzelnen Erscheinungen beherrschen, innerhalb dieses umfassenden Rahmens aber dennoch jedes Einzelne sich seiner eigenen Natur gemäß entwickeln kann. Daß wir aber an der Abbildung dieser Formen ästhetisches Interesse nehmen, hängt davon ab, daß wir wohl empfinden, wie alles Handeln, vor allem alles sittliche Handeln nicht in bloßer Freiheit möglich ist, sondern nur, wenn eine feststehende Welt der Wahrheit und Gesetzlichkeit es ihm möglich macht, von einem bestimmten Anfangspunkt aus zu einem bestimmten Erfolg zu kommen*).

Schwer Rechenschaft geben läßt sich über das an eine gewisse Proportion der Teile eines Raumgebildes (einer Figur, Länge 2c.) geknüpfte Wohlgefallen. Neuerdings hat Adolf Zeising**) dem 'goldenen Schnitt' mehrere höchst interessante Schriften gewidmet und einerseits auf das faktische Vorkommen desselben allerwärts in der Natur (im Bau der Tiere, Pflanzen, Krystalle, der chemischen Mischung der Stoffe 2c.), anderseits aber insbesondre darauf aufmerksam gemacht, daß Teilung von etwas Räumlichem gemäß dem 'goldenen Schnitt' ästhetisch wohlgefällig sei.

Nach dem 'goldenen Schnitt' ist eine geradlinige Strecke t geteilt, wenn die ganze Strecke t zu ihrem größern Teile p sich verhält, wie die dieser zum kleinern, wenn also

$$t : p = p : (t - p).$$

Die beiden so bestimmten Teile des Ganzen bilden dann in Wahrheit stets

*) Die metaphysischen Formen und Gesetze sind gleichsam die Schatten oder die Monde der sittlichen Ideen — letztre die selbstleuchtenden Sonnen; während jene ihren Wert nur davon haben, daß die sittlichen Ideen in ihnen widerscheinen.

**) A. Zeising, Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers, aus einem bisher unerkannt gebliebenen die ganze Natur und Kunst durchdringenden morphologischen Grundgesetz entwickelt, Lpz. 1854. Derselbe, Ästhetische Forschungen, Frankf. a. M. 1855, S. 177 ff. Derselbe, Das Normalverhältnis der chemischen und morphologischen Proportionen, Lpzg. 1856, u. a. — G. Th Fechner, Über die Frage des goldenen Schnitts [im 'Archiv für die zeichnenden Künste, hrsg. v. R. Naumann' 11. Jhrg., Lpz. 1865, S. 100 ff.]. Derselbe, Zur experimentalen Ästhetik (s. o. pag. 23) S. 567 ff. 592.

irrationale Brüche desselben. Annäherungsweise aber wird in ganzen Zahlen diese Art zu teilen erreicht durch

5 : 3 = 3 : 2	13 : 8 = 8 : 5
8 : 5 = 5 : 3	21 : 13 = 13 : 8

Und die Verhältnisse des 'goldenen Schnitts' weist daher ein räumliches Gebilde auf, wenn seine Einteilung und Gliederung annäherungsweise dargestellt wird durch die Zahlen der Reihe

2 : 3 : 5 : 8 : 13 : 21 : 34 : 55 : . . . ,

in der das folgende Glied immer die Summe der beiden vorhergehenden ist.

In der That pflegt bei einem gut gewachsenen Menschen die ganze Länge zu der Strecke von der Sohle bis zur Taille sich so zu verhalten, wie diese letztre zu der Strecke von dem Scheitel bis zur Taille. — Das Verhältnis von Länge l und Breite h einer Fläche (namentlich einer liegenden) gefällt uns am besten, wenn $h : l = l : (h + l)$. — Die Buchbinder pflegen den Rücken der Büchereinbände in 5 Teile zu teilen und den Titel im zweitobersten Feld anzubringen. — Analog in allerhand anderen Fällen. Namentlich bei Werken der Architektur trifft es zum Teil wirklich auffällig zu, daß die Anordnung und Einteilung nach dem 'goldenen Schnitt' das ästhetisch Wohlgefällige ist.

Worauf aber dieses Wohlgefallen an dem Verhältnis des 'goldenen Schnitts' beruht, ist sehr schwer zu sagen und unaufgeklärt.

§ 24.

Die dritte Klasse bilden die Gattungsschönheiten, 'anhängende' ('inhärierende') nach Kant, weil sie auf der Angemessenheit einer Gestalt zu ihrem Gattungsbegriff beruhen*).

Daß der Eindruck dieser Schönheiten aus eben diesem Grunde weniger rein ästhetisch sei, geben wir Kant nicht zu. Nur das unmittelbare Gefühl kann entscheiden, ob ein Eindruck seiner Art nach demjenigen gleiche, den wir sonst von Schönheit empfangen. Man würde aber nicht so allgemein von der 'Schönheit der menschlichen Gestalt' sprechen, wenn man sich nicht bewußt wäre, daß eben ihr Eindruck vollkommen dem einer andern Schönheit homogen sei.

Ebensowenig stimmen wir Schiller**) und Kant darin bei,

*) Die im Vorigen betrachteten Arten führen bei Kant den Namen der 'freien Schönheit'.

**) 'Über Anmut und Würde'. — An der Menschengestalt unterscheidet er architektonische und geistige Schönheit.

daß die Schönheit der lebendigen Geschöpfe zwar durch die Höhe ihrer Bestimmung bedingt, aber ohne Rücksicht und Kenntnis dieser Bestimmung bloß als räumliche Formschönheit wahrgenommen und genossen werde. Vielmehr sind gerade die Linien, Umrisse und Proportionen des Lebendigen an sich alle viel unscheinbarer und uninteressanter, als die der Blumen oder willkürlicher Arabesken. Als bloße stereometrische Raumform würde der menschliche Körper, wenn wir nur im stande wären, von der uns allzubekannten Bedeutung derselben abzusehen, kaum irgend einen ästhetischen Eindruck machen. Die Formen wirken nicht als unbenannte Größen durch sich selbst, sondern nur als benannte Größen, d. h. als Koefficienten, welche die Größe und Art einer bestimmten geistigen Funktion ausdrücken.

Wenn nun ferner die Idee seiner Gattung einem Geschöpf eine unveränderliche Art und Größe geistiger Leistungen vorschriebe, so würde zu dieser Bestimmung auch eine ganz unveränderliche Organisation gehören, mithin eine anschauliche Normalgestalt möglich sein, von der die des einzelnen Geschöpfes nur krankhaft abweichen könnte. Bei dem Menschen wenigstens denken wir uns aber im Gegenteil, daß seine Bestimmung nicht in der Verwirklichung einer endlichen Summe von Funktionen, sondern in einer unbegrenzten geistigen Entwickelung bestehe, für die es nur ein ideales Ziel, aber keinen normalen Bestand giebt, mit dessen Erreichung sie vollendet wäre. Deshalb nehmen wir an, daß hier die Idee der Gattung gar keine anschauliche Normalgestalt vorschreibt*), sondern nur einer arithmetischen Gleichung ähnlich ist, welcher von ziemlich verschiedenen Gestalten gleich vollkommen entsprochen werden kann**).

*) ebensowenig als es eine 'Normal-Ellipse' giebt. — Vgl. H. Lotze, Geschichte der Ästhetik in Deutschland S. 566 ff.

**) Die 'menschliche Normalgestalt' sein sollen hat namentlich der sogenannte 'Kanon des Polyklet' (Doryphoros); vergl. R. Zimmermann, Ästhetik Bd. I, Wien 1858, S. 118. W. Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte (10. Aufl., Stuttg. 1887, Bd. I S. 168). J. Overbeck, Geschichte der griech. Plastik Bd. I (2. Aufl., Lpz. 1869, S. 344).

Zunächst nun ist jede solche der Gleichung konforme Gestalt nur korrekt oder vollkommen. 'Schön' dagegen nennen wir sie erst dann, wenn sie außerdem ihre Formen, soweit jene Gleichung sie frei läßt, in der Art entwickelt, daß dieselben nicht nur den notwendigsten Forderungen des menschlichen Geisteslebens überhaupt entsprechen, sondern eine individuelle Lebendigkeit in der Verfolgung der höchsten, an sich wertvollen Ziele dieses Lebens verraten. Mit andern Worten: jede menschliche Schönheit ist eine charakteristische Ausprägung der allgemeinen Idee der Gattung und zwar eine solche, welche zum Ziel ihres charakteristischen Ausdrucks eine von den Aufgaben macht, die wir als die wahren Ideale unsrer Bildung betrachten müssen. — 'Schön' ist also die Gestalt, deren Einzelformen innerhalb der Bedingungen der Gattung so übereinstimmend individualisiert sind, daß sie den charakteristischen Ausdruck einer eigentümlichen Art und Weise der Erreichung menschlicher Ideale bilden; positiv 'häßlich' diejenige, die gleichfalls innerhalb der Bedingungen der Gattung und mit gleicher Konsequenz ihre Formen zum Ausdruck eines Geisteslebens verknüpft, dessen Triebe der wahren menschlichen Bestimmung zuwiderlaufen; nur 'unschön' endlich die, deren Formen entweder den Bedingungen der Gattung nicht entsprechen oder doch nicht übereinstimmend zum Ausdruck eines Charakters individualisiert sind.

Fünftes Kapitel.

Von den Schönheiten der Stimmung.

§ 25.

Noch viel mehr, als die frühern Arten der Schönheit, beruhen die ästhetischen Eindrücke, die wir durch die Verknüpfung von Ereignissen empfangen, nicht nur auf einem Verständnis des Inhalts dieser Ereignisse, sondern noch auf zahlreichen Nebengedanken, die wir über Sinn und Ziel des Weltlaufs überhaupt zur Betrachtung der Begebenheiten mitbringen. 'Erhaben', 'tragisch' oder

'komisch' sind im Grunde eigentlich die Stimmungen, in welche wir durch solche Eindrücke versetzt werden, jenachdem dieselben in uns auf diese oder jene ihrer Auffassung entgegenkommende Gedankenkreise treffen. Den Objekten selbst, von denen diese Eindrücke ausgehen, kommen die Namen 'erhaben' 'tragisch' 'komisch' noch uneigentlicher als Prädikate zu, wie der Name des Schönen dem schönen Gegenstand.

§ 26.

Das 'Erhabene scheidet Kant vom 'Schönen' so: das 'Schöne' wirkt durch eine Verknüpfung des Mannigfachen, die den Bedingungen unserer Phantasie adäquat ist; sein Eindruck ist der einer ruhigen kontemplativen Befriedigung des Gemüts. Das 'Erhabene' wirkt nicht durch Formen, sondern durch Größe, und zwar durch solche, deren Auffassung den Bedingungen unserer Phantasie widerstreitet. Sein erster Eindruck ist daher Unlust; aber als Reaktion entsteht in uns das Bewußtsein, durch eine That der Vernunft noch Größeres denken zu können, als jenes Große, welches unsre Einbildungskraft überwältigt; und hierin erst liegt die Quelle der eigentümlichen ästhetischen Lust, die das 'Erhabene' erweckt.

Zwei Arten unterscheidet Kant: einerseits das 'mathematisch Erhabene', d. h. die ungeheuren Erscheinungen in Raum und Zeit, welche selbst schon unvergleichlich groß gegen jeden anlegbaren Maßstab erscheinen, aber selbst wieder völlig verschwinden im Vergleich mit dem Gedanken der Möglichkeit eines unendlichen Größerwerdens, welche Raum und Zeit gestattet. Das 'dynamisch Erhabene' anderseits drückt uns nieder durch die Erscheinung einer ungeheuren Kraft, gegen die aller gleichartige Widerstand verschwindet, und erhebt uns zugleich durch das reagierende Bewußtsein, in unsrem übersinnlichen Leben und in der unbedingten Freiheit unsers Wollens eine unendliche Macht zu besitzen, welche (freilich durch Aufopferung der sinnlichen Existenz) sich jeder noch so großen äußeren Kraft entziehen kann.

§ 27.

In diesen Betrachtungen Kant's liegt schon sehr deutlich der Gedanke, das 'Erhabene' enthalte einen Widerstreit oder eine Ungleichheit der Erscheinung oder des Wirklichen im Vergleich mit den Ideen, die wir als notwendig in der Welt zu verwirklichen voraussetzen. Die 'Schönheit' dagegen enthielt Erscheinung und Idee in völliger Identität.

Die spätere Ästhetik, welche nicht mehr von unsern ästhetischen Gemütszuständen, sondern von einer 'Schönheit als objektiver Idee' sprach, hat auch diese Verschiedenheiten, Verwandtschaften und Gegensätze der einzelnen ästhetischen Eindrücke in eine Entwickelungsgeschichte der allgemeinen 'Idee der Schönheit' umgedeutet und hat auf verschiedene Weise diese Idee für gezwungen erklärt, aus der völligen Identität von Idee und Erscheinung zu einem Zwiespalt beider als der nächsten notwendigen Entwicklungsstufe überzugehen. So kann nach Vischer [Ästhetik Tl. I, Reutl. u. Lpz. 1846] die allgemeine Idee nur in einzelnen Bildern erscheinen; im 'reinen Schönen' ist sie durch dies Bild befriedigt; im 'Erhabenen' erinnert sie sich, daß im Grunde jedes Einzelne ihr selbst unadäquat ist; sie negiert daher das Bild, in dem sie erscheint, obgleich sie es doch in demselben Augenblick als Erscheinung benutzt. Dieser Widerspruch ist nach Vischer 'das Erhabene'.

§ 28.

Das Große der Natur wird von uns kaum jemals als bloße Raumgröße, sondern zugleich als Ausdruck einer Kraft aufgefaßt, die in ihm wirkt oder wirken könnte, ist also zugleich mathematisch und dynamisch erhaben. Der erhabne Eindruck haftet an allen Erscheinungen, welche eine unermeßliche Ausdehnung, Einfachheit und Monotonie des Ausgedehnten, immer-gleichartige Erfüllung langer Zeiträume, völlige Leerheit, eine Unbestimmtheit, aus der Unendliches noch hervorgehen kann (weshalb drohende Ausbrüche einer

Kraft erhabener zu wirken pflegen, als der wirkliche Losbruch), endlich überhaupt ein Unwiderrufliches als Resultat früherer Bewegungen darstellen. Unzählige Nebengründe pflegen dabei im Spiel zu sein. Auch kann man nicht jeden erhabenen Eindruck genau nach den allgemeinen angeführten Principien deuten, d. h.: wir empfinden nicht bloß Gefallen an dem Gedanken der Negation eines Großen durch das Unendliche, sondern empfinden auch positiv Bewunderung für die Größe, die nur durch das Unendliche überboten werden kann.

§ 29.

In der sittlichen Welt sind die Bedingungen der Erhabenheit (wovon später noch bei der dramatischen Kunst) zuerst das Bekannte von Shakespere [Hamlet IV. 4]: 'nicht ohne großen Gegenstand sich regen'; dann aber: nicht unempfindlich überhaupt zu sein, sondern allerdings für jeden Reiz zugänglich, drittens endlich: die Antriebe aller dieser Reize zu gunsten eines positiven sittlichen Inhalts so zu beherrschen, daß sie, obwohl empfunden, dennoch keiner besondern Bekämpfung bedürfen. Ganz unästhetisch würde dagegen eine Erhabenheit sein, welche 'bloß erhaben' wäre, d. h. nur formell das eben erwähnte Verhalten zeigte, ohne einen sittlichen Hintergrund, um deswillen dasselbe, da es an sich unnatürlich ist, beobachtet würde. Daher giebt es eine Erhabenheit der Treue, der Gerechtigkeit, der Liebe 2c., aber eine 'Erhabenheit an sich' ist nichtssagende langweilige Maske.

§ 30.

In dem sittlich Erhabenen und namentlich in dessen größten Bewährungen, in dem Untergange, welcher dem Aufgeben der Freiheit vorgezogen wird, unterliegt ein Großes dem Größten: die persönliche Existenz, die von dem Ewigen erfüllt ist, giebt sich selbst auf oder geht zu grunde, weil sie sich als ungenügende Erscheinung des Ewigen erkennt oder dafür erkannt wird. — Die Unangemessen-

heit des Kleinen zu der Idee, die es ausdrückt oder auszudrücken glaubt, wird dagegen zum 'Lächerlichen', sobald sie nicht durch die höchsten Mächte des Weltlaufs, sondern mit ästhetischer Gerechtigkeit durch ebenfalls kleine, zufällige Wirkungen, gleichsam nebenher, aufgedeckt und verurteilt wird.

§ 31.

Gegenstände der unbelebten Natur und der Pflanzenwelt wirken niemals lächerlich, weil sie ihrer Idee stets entsprechen. Auch die niederen Tiere nicht, weil wir einen etwa stattfindenden Widerspruch ihrer Erscheinung und ihres Sinnes nicht bemerken würden. Nur die Menschenwelt und die höheren Tiere, deren Seelenleben wir besser kennen, können 'lächerlich' werden.

Mißverhältnis zwischen der äußern Gestalt und der Bestimmung oder dem Typus der Gattung ist nie an sich lächerlich, sondern nur durch die künstlerische Supposition, die Natur oder der Mensch selbst habe eine absonderliche Bildung zu einem ebenso absonderlichen Zweck erfunden und der Erfolg habe dieser Intention zum Großen oder Seltsamen widersprochen. — Lächerlich sind dagegen Bewegungen höherer Gattungen nachgeahmt durch niedere, anderseits der Rückfall des Lebendigen in die eckigen, hastigen, stoßweis erfolgenden Bewegungen, die eigentlich nur dem Unlebendigen, den Maschinen, zukommen. Der Grund des Eindrucks liegt darin, daß die ersten Fälle dasjenige, was als ausschließliches Eigentum des menschlichen Geistes erschien, dadurch verspotten, daß sie es als nachahmbar durch geringere Kräfte nachweisen, während die letzteren zeigen, daß alle Vorzüge des Menschen ihn gar nicht behüten, gelegentlich in eine seiner Vornehmheit widersprechende elementare Art des Daseins zurückzusinken. — Viel intensiver lächerlich ist jedoch der Widerspruch, der zwischen der geistigen Intention des Menschen und dem Erfolge entsteht, den er durch Mittel, welche er zwar beherrschen sollte, aber nicht völlig in seiner Gewalt hat, hervorbringt.

Nicht mit Unrecht hat man daher das Lächerliche ein Spiel

genannt, welches der Mechanismus der Natur mit der Freiheit des Geistes treibt. Dieses Spiel wirkt schon da, wo der Geist unbefangen Bewegungen, Gebärden, Reden, Gedanken oder Handlungen entwickelt oder ausübt in der stillen Voraussetzung, die nötigen Mittel zu beherrschen. Aber viel intensiver da, wo der Geist in seinem Benehmen ausdrücklich das Bewußtsein zu erkennen giebt Herr der Situation zu sein, und nun doch entweder durch das unwillkürliche Spiel seines körperlichen Mechanismus oder seiner Vorstellungsassociationen, seiner Gewohnheiten ꝛc. nicht überhaupt bloß sein Ziel verfehlt, sondern zu einem seiner Absicht entgegengesetzten getrieben wird. Daher wirken Verwechselungen der Worte, der Gebärden ꝛc. lächerlich am meisten bei allen feierlichen Anlässen oder wo sie eine erhaben-sein-sollende Konvenienz unterbrechen. Ebendeshalb ist nicht Irrtum an sich, aber der lächerlich, der während des Aufgebots großen Scharfsinnes aus einer leichtvermeidlichen Täuschung entsteht, nicht jede getäuschte Erwartung, sondern diejenige, die so sicher war, daß sie eine Art Prophezeiung des Künftigen, also ein erhabenes Hinübergreifen über die gewöhnlichen Grenzen des Wissens einzuschließen schien, nicht jedes Mißlingen endlich, sondern nur das einer Handlung, in der entweder übermütige Zuversicht auf einen Erfolg lag, der durch eine Kleinigkeit vereitelt wird, oder welche an sich selbst widersprechende Leistungen erfolglos zu verknüpfen sucht. Überall ist endlich hinzuzufügen, daß die Aufdeckung des Widerspruchs oder die Negation des Unbedeutenden durch das Kleine, um komisch zu wirken, keiner weitläufigen Untersuchung bedürfen, sondern in aufdringlicher Klarheit gegeben sein muß.

Sechstes Kapitel.

Von der ästhetischen Weltauffassung.

§ 32.

Überall bisher haben wir die eigentliche Existenz des Schönen als solche nicht in dem Objekt, das uns den Eindruck der Schön-

heit macht, sondern eben in unsrem Eindruck davon, also in der Stimmung des Gemüts gefunden. Es fragt sich jetzt, auf welche Weise wir in den Stand gesetzt werden, die große Mannigfaltigkeit des Wahrnehmbaren so aufzufassen, daß diejenigen Verhältnisse der Objekte, auf deren Einwirkung auf uns in der That die einzelnen ästhetischen Stimmungen beruhen, uns wirklich zur Wahrnehmung kommen und unter einander verknüpft werden.

Die bloßen Eindrücke des Gegebenen reichen selten hin, um durch sich selbst den ästhetischen Genuß zu erzwingen. Am häufigsten müssen die 'schönen' Verhältnisse aus vielem indifferenten Material der Wahrnehmung erst gesondert werden. Dazu gehört nicht allein Schärfe der Sinne, sondern auch die eigentümliche Thätigkeit, die wir 'Phantasie', im Unterschied von der gewöhnlichen Einbildungskraft, nennen, nämlich eine Fähigkeit, nicht bloß für den Thatbestand, sondern auch für den Wert formeller Verhältnisse empfindlich zu sein, d. h. gegebene Formen als solche zu empfinden, in denen, falls sie Formen unsers Lebens wären, ein eigentümliches erlebbares Glück für uns läge, oder sie als solche zu erkennen, in welche das an sich höchste und wertvollste Ideal die Zustände unsers geistigen Innern zu gestalten befiehlt.

§ 33.

Schon in der Anschauung ist die 'Phantasie' nicht bloß Empfänglichkeit, sondern Selbstthätigkeit. Die Natur bringt nirgends eine Erscheinung hervor, die ihrer 'Idee' völlig adäquat wäre. Der mechanische Zusammenhang der Mittel, deren die Idee zur Verwirklichung bedarf, erzeugt stets Nebenwirkungen, die der Idee gleichgültig oder im einzelnen unangemessen sind, zerstreut das Zusammengehörige in den Ereignissen oder läßt Nichtzusammengehöriges in Eine Wahrnehmung fallen. Die Phantasie läßt sich daher zwar durch das Naturprodukt die inhaltvolle Art andeuten, in der die Natur ein Schönes beabsichtigt, verfolgt aber diese Andeutung selbständig, bildet eine ideale Vorstellung dessen, was die Natur will,

und sieht demgemäß in der Anschauung über viele Mängel des Gegebenen vollständig hinweg, sucht in der Nachahmung sie unwillkürlich zu vermeiden und, wo Gelegenheit ist, an dem Objekt zu verbessern.

Dieses idealisierende Bestreben kommt schon bei den einfachsten Anlässen vor. Obgleich wir z. B. selten eine völlig rein gefärbte Fläche sehen, abstrahieren wir doch von allen Verunreinigungen, fixieren bloß den herrschenden Farbenton und bilden die ideale Vorstellung einer reinen Farbe', als deren Erscheinung wir die gegebene betrachten. Die Wahrnehmung der Natur zeigt nie wirkliche gerade Linien oder Kreise; aber die ihnen ähnlichen Umrisse dienen uns als Anlaß, die idealen Vorstellungen der Geraden und des Kreises zu bilden, deren genaue Bilder wir hernach in ihren ungenauen Erscheinungen geradezu als vorhanden anzuschauen glauben.

§ 34.

Die hierin bereits sichtbare Thätigkeit der Phantasie begnügt sich nun nicht mit der Anschauung, sondern sucht selbst ihren idealen Inhalt zu produzieren. Und zwar geschieht dies nicht bloß in der Kunst im engern Sinne, sondern z. B. die Schöpfung der Sprache, welche die bloße Affektion des Gemüts durch Fixierung eines nennbaren objektiven Inhalts, von dem sie veranlaßt wird, zu rechtfertigen sucht, dann die alltäglichen Triebe der Reinlichkeit, des Putzes, der Instinkt zur Hervorbringung des Regelmäßigen in den Lebensumgebungen gehören hierher. Zu eigentlicher 'Kunst' werden diese Leistungen erst dann, wenn die Phantasie nicht bloß die Natur, sondern auch das Ganze der menschlichen Lebensverhältnisse durchdrungen hat.

Das Leben steht ihr ganz gleich, wie die Natur, gegenüber. Sie findet in der thatsächlichen Ordnung desselben einen vernünftigen Sinn angedeutet, aber nie konsequent durchgeführt, und in den Verhältnissen, die von menschlicher Willkür unabhängig sind, von verschiednen gleich nahe liegenden Gesichtspunkten aus ebenso-

wohl Harmonie als Widerstreit. Die daran sich knüpfende Reihe von Reflexionen, in denen die Menschheit ihre Kenntnis von der Natur, ihre Ansicht von der menschlichen Bestimmung, ihre Hoffnungen und Befürchtungen durcharbeitet, um eine zufriedenstellende Gesamtansicht der Welt zu gewinnen, lebt in jedem Einzelnen, der für sich nicht fähig sein würde diese geistige Arbeit von vorn durchzuführen, als eine Summe von Vorurteilen, Stimmungen und Richtungen der Einbildungskraft; und diese bilden die inhaltvolle, zu Schöpfungen vorbereitete 'Phantasie', aus welcher allein Werke der höheren Kunst hervorgehen können.

Die Eigentümlichkeit dieser ästhetischen Weltansicht, wie verschiedene Zeiten und Völker sie verschieden ausgebildet haben, bestimmt auch eine Bevorzugung minder einzelner Objekte, als vielmehr besonderer Formen der Erscheinung, der Darstellung und des Vortrags, in denen eben die Phantasie dieser Zeit das Ideale sieht, das ihr als solches erscheint. 'Stil' nennen wir die Herrschaft eines aus solcher nationalen Weltansicht notwendig entspringenden Formprincips, verlangen ihn von jeder Kunst, leugnen, daß der natürliche allgemeine Mensch, ohne seine Phantasie in dieser charakteristischen Weise einer solchen historischen Weltansicht zu verdanken, etwas Großes und Inhaltvolles leisten werde, und tadeln als 'Manier' jede Darstellungsweise, welche ganz autodidaktisch und ebendeswegen nach zufälligen, sachlich unbegründeten Liebhabereien sich ihre besondre Form schafft.

Siebentes Kapitel.

Von der Kunst und den Künsten.

§ 35.

Nachdem der unwillkürliche Trieb der Phantasie unter dem Namen der 'Kunst' einmal unter die gleichsam offiziellen Thätigkeiten der Menschheit aufgenommen ist, hat er einige Rücksichten zu erfüllen, die ihm an sich fremd sind.

Zuerst fragt sich: soll die Kunst etwas lehren? Und wir antworten: gewiß nichts von dem, was ohne sie vollständig gelernt werden kann; sondern das, was, obgleich es auf wissenschaftlichen Principien ruht, gleichwohl nie durch Wissenschaft erschöpft werden kann. So mag z. B. die Wissenschaft die Principien der Psychologie, der Sittenlehre und der Religion bearbeiten. Sie wird hier immer beim Allgemeinen stehen bleiben müssen. Das individuelle Seelenleben dagegen, das Zartgefühl der Sittlichkeit, das in einzelnen bestimmten Kollisionsfällen entscheidet, die volle Tiefe und den Wert des Glaubensinhaltes kann nur die Kunst lehren, indem sie dies alles lebendig darstellt.

§ 36.

Ganz ähnlich ist die zweite Frage zu beantworten: ob die Kunst der Sittlichkeit dienen müsse, d. h. ob ihr selbst dies wesentlich sei?

Die Behauptung, Kunst sei nur ein Spiel mit Formen und der Inhalt ganz gleichgültig, den sie darstellt, ist halb wahr. Denn einige Künste, wie Musik und Baukunst, stellen überhaupt keinen Inhalt dar, der außer ihren Formen etwas wäre. Bei den Produkten der nachbildenden Künste aber kann man begreiflich die formale Kunstfertigkeit besonders beurteilen und vom Inhalt abstrahieren; allein wenn man jene billigt und diesen mißbilligt, so ist dadurch das Kunstwerk im ganzen gemißbilligt, denn zu seiner Schönheit gehört, daß wir nicht von dem einen Teil abstrahieren müssen, um den andern zu genießen.

Allein wenn wir sittlichen Inhalt verlangen, so müssen wir uns erinnern, daß erstens die volle Sittlichkeit nicht bloß in pflichtmäßigen Handlungen, sondern in jener ganzen Art des Seins besteht, die sich in allen unwillkürlichen Formen des Benehmens und in der Gestaltung der Lebenseinrichtungen ausprägt, daß also auch zweitens die 'Moralität der Kunst' nicht in Ermahnung, nicht in Einschärfung sittlicher Principien, sondern stets nur in Darstellung der

formellen 'Schönheit' besteht, durch die unsere Phantasie zu dem anschauenden Genuß eines nicht bloß geforderten, sondern verwirklichten Guten gelangt.

§ 37.

Die alte Ansicht, alle Kunst arbeite auf Vergnügen, halten wir trotz ihres altväterischen Ausdrucks für richtiger, als die geistreicheren modernen Lehren, welche (im stillen sich widersprechend) nur 'Darstellung des Schönen' wollen und nichts danach fragen, ob es jemandem gefällt.

Gewiß aber besteht die ästhetische Lust, welche die Kunst bezweckt, nicht in dem Rohmaterial der Rührungen, Erschütterungen und Überraschungen, welche das Kunstwerk bei seinem ersten Anblick allerdings in uns erregt, sondern in der leidenschaftslosen Stimmung, welche bei wiederholtem Genuß, der allen Reiz der Neuheit und Überraschung aufhebt, sich an der richtigen Kritik und Wertverteilung erfreut, welche durch den Zusammenhang des ganzen Kunstwerks alle jene einzelnen psychischen Emotionen erfahren*) (vergl. bei der 'Tragödie').

§ 38.

Die idealistischen Systeme haben viel Mühe darauf verwandt, die richtige Stelle der Kunst unter allen Formen des menschlichen Geisteslebens zu finden. Da bei ihnen der Mensch nur der höchste Schauplatz für die Entwicklung des Absoluten ist, diese aber angeblich nur den Zweck hat, die vollkommenste Selbsterkenntnis zu erreichen, so hat man oft die Religion, die Kunst und die philosophische Erkenntnis als die drei dem Werte nach steigenden Formen bezeichnet, in denen innerhalb des Menschengeistes das Absolute sich selbst erfasse: in der 'Religion' stehe dem endlichen Subjekt das Göttliche noch als jenseitig gegenüber; in der 'Kunst', nämlich als schaffende oder genießende Phantasie, sei es un-

*) Der wahre Kunstgenuß ist eine Emotion zweiter Ordnung, nicht aber erster Ordnung, wie etwa die Spannung, 'ob sie sich kriegen oder nicht'.

mittelbar in dem Gemüt gegenwärtig, aber doch nur als Gefühl, als Affektion, die vom Subjekt unzertrennlich ist, während ihr Inhalt, wenn er objektiviert wird, wieder (als Kunstwerk) dem Subjekt äußerlich ist; in dem 'Erkennen' allein sei das Göttliche seiner Substanz nach in dem Geiste gegenwärtig, aber nicht als Affektion, sondern als Gedanke, der, durch allgemeine Begriffe gedacht, ebensosehr das denkende Subjekt selbst sei, als diesem als Objekt diene.

Bei allen solchen Versuchen, die bei einigem Scharfsinn stets bis zu gewissem Grade gelingen, welches auch die Ordnung der angenommenen Stufenreihe sei, entscheidet nur der Wert des Grundgedankens. Dieser besteht aber hier in einer unerhörten Überschätzung des Erkennens und Denkens. Wir können weder die Aufgabe der exaktesten Selbstbespiegelung für ein würdiges Entwicklungsziel des Absoluten halten, noch irgend zugeben, daß durch Denken und Erkennen als solche jemals das Wesen der Dinge begriffen würde. Nur in der unmittelbaren Empfindung lernen wir, was 'blau', was 'Liebe', was 'böse' heißt; das Denken macht für diese Erlebnisse bloß Namen und kombiniert die so bezeichneten gar nicht denkbaren, sondern nur erlebbaren Inhalte nach allgemeinen Regeln, denen sie freilich entsprechen müssen, um Teile einer und derselben Welt zu sein; aber niemals enthüllt das 'Denken' die eigentliche innere Bedeutung des so Erlebten dem, der es nicht erlebt hat. — Man sieht leicht, daß man mit ganz ebensogutem Grunde jene Reihenfolge gerade umkehren könnte. Doch hat dies wenig Interesse. Denn jede dieser drei großen Richtungen soll ja etwas haben, worin sie von den andern beiden nicht ersetzt, also ihnen auch nicht untergeordnet werden kann.

Achtes Kapitel.

Musik.

§ 39.

Töne, gestaltlos und doch auf einen Ursprungsort beziehbar, lassen sich nicht bloß als Erscheinung innerer Zustände und Er-

regungen der Dinge fassen, sondern werden von dem unbefangenen Gefühl immer so gefaßt. Während der Tastsinn Weichheit, Härte, Elasticität der Körper nur durch die Wirkungen kennen lernt, die sie auf ihn ausüben, offenbart uns der verschiedne Klang der Körper viel unmittelbarer das, was sie selbst an ihrer Elasticität oder Stumpfheit haben oder von ihr Glückliches oder Unglückliches genießen, so daß eigentlich erst in den Tonempfindungen die wahre Weichheit oder Härte des innern Wesens der Dinge zum Vorschein kommt, zu deren Ausdruck die physischen Eigenschaften, die wir mit gleichem Namen nennen, nur vorbereitende Mittel sind.

§ 40.

Alle Geräusche, auch die formlosesten, können, wo sie in der Natur auftreten, wie das Rauschen des Sturmes, durch bloßen rhythmischen Wechsel ihrer Stärke ästhetisch wirken; aber diese Wirkung beruht meist auf unzähligen Nebengedanken, welche die Umgebung erweckt. Die Kunst verwendet von dieser Menge nur die reinen Töne, welche in der Zeit mit sich identisch bleiben und außerdem nicht bloß dunkel fühlbare Ähnlichkeiten, sondern genau meßbare Grade der Verwandtschaft haben, d. h. eine 'Skala' bilden, in welcher jeder Ton seine bestimmte Stelle hat.

Nur auf diese Weise ist es möglich, eine allgemeingültige Schönheit hervorzubringen. Denn die Musik als diejenige Kunst, die gar nicht angebbaren Zwecken und Gattungsbegriffen zu gehorchen hat, muß die vollständige Freiheit ihres Spiels durch die größte Gesetzlichkeit des Materials, mit dem sie spielt, rechtfertigen.

Sie wendet übrigens die qualitativen Eigentümlichkeiten, welche gleiche Töne vermöge ihres verschiedenen Ursprungs haben, also den Klang der verschiednen Instrumente, zur Verstärkung der Wirkung an, kann das aber nur, weil diese verschiedenen Klangarten gleichwohl nach einer und derselben Skala vergleichbar sind, so daß der ästhetische Wert dieses Hülfsmittels darin besteht, daß viele auf einander nicht zurückführbare individuelle Lebendigkeiten

doch ein und demselben Gesetz einer gemeingültigen Gliederung folgen.

§ 41.

Die bekannte Gliederung der Skala hat ihren ästhetischen Wert darin, daß sie zwar von Ton zu Ton ein dem Gefühl vergleichbares und meßbares Intervall hat, aber doch nicht damit gleichgültig ins unendliche fortgeht, sondern während des Fortschritts in der Höhe der Töne in Perioden, die 'Oktaven' zerfällt, in denen die Empfindung zu der Qualität des 'Grundtons' zurückkehrt und diese, nur mit einer gesteigerten qualitativen Intensität, wiederholt.

Wäre dies nicht der Fall, würden die Töne immer bloß höher, aber nicht periodisch den früheren der Reihe wieder gleich oder ähnlich, so würde die Musik zwar nicht bloß auf ein rhythmisches Spiel mit bloßen Tonstärken, wie die Trommel, beschränkt sein, aber doch in dem bloßen Spiel mit Tonhöhen nicht viel mehr erreichen. So dagegen, wie die Skala ist, drückt sie von neuem den Gedanken einer Einheit des Mannigfaltigen aus, den Gedanken, daß Erregungen und Strebungen nicht ziellos und maßlos sich ins unendliche steigern und ändern, sondern daß ein abgeschlossener Kreis möglicher Erscheinungen durch sie nur mit gesteigerten Maßen der Lebendigkeit hervorgebracht werden kann.

Weiter ist nur kurz zu erinnern, daß die Skala den Höhenzuwachs der Töne durch qualitative Verwandtschaften einzelner unter ihnen, die 'Konsonanzen' unterbricht, die nicht unmittelbar von der Höhe abhängen. Die Skala stellt dadurch dem Gefühl vor, daß das Geschehen im Reiche der Töne nicht rein mechanisch von dem Grade der Höhe abhängt, sondern daß diese mechanischen Bedingungen durch eigentümliche dynamische Verwandtschaften der einzelnen Elemente unter einander durchkreuzt werden.

Endlich die Möglichkeit, auf jeden beliebigen 'Grundton' eine so gegliederte Skala aufzubauen und die eigentümlichen Verwandtschaften der so gewonnenen 'Tonarten' zu einander vollenden für das

Gefühl die Anschauung des Tonreiches als eines festgegliederten Ganzen, welches von jedem seiner Punkte aus analoge vorausbestimmte Perspektiven über die übrige Gliederung eröffnet.

§ 42.

Jede Kunst, welche ein vollständiges Weltbild geben will, müßte uns auf irgend eine Art dreierlei zur Anschauung bringen:

a) die unbedingte Herrschaft allgemeiner Gesetze über alles Geschehen; dann

b) eine Mannigfaltigkeit charakteristischer Lebendigkeit, die innerhalb jener Gesetze sich ihrer eigenen Natur gemäß bewegt; endlich

c) einen specifischen Plan, durch den alle diese freieren Regungen des Lebendigen zur Einheit einer Idee verknüpft werden.

Zur Erfüllung dieser Aufgaben verwendet die Musik den Takt, die Harmonie und die Melodie.

§ 43.

Zeiteinteilung in ganz gleiche Intervalle, z. B. durch ganz gleiche Glockenschläge, wirkt mehr unangenehm, als ästhetisch. Der Reiz des 'Taktes' beruht daher nicht auf der bloßen Regelmäßigkeit und Übersichtlichkeit der Zeitteilung, sondern tritt erst da ein, wo in jedem einzelnen Takt Hebung und Senkung unterschieden, das Intervall zwischen zwei Taktschlägen also selbst gegliedert wird.

Dies mag man so deuten, daß nicht eine rein mathematische, sondern gleichsam eine metaphysische Zeiteinteilung gefällt, d. h. eine solche, welche jedem Ereignis oder jeder Thätigkeit die beiden entgegengesetzten Zeiträume der Spannung und Erschlaffung gewährt, die in der Wirklichkeit bei jeder Thätigkeit vorkommen.

Solchergestalt ist der 'Takt' das Abbild der allgemeinen Gesetzlichkeit, die ganz gleichmäßig und gleichgültig über allem besonderen lebendigen Inhalt schwebt. — Die besondere Her-

vorhebung des 'Taktes', so daß die Haupttöne der Melodie auf seine Hebungen fallen, versinnlicht im guten Sinn Unterwerfung und Zuversicht gegen die allgemeine Weltordnung (Märsche), im schlechten die Hingabe an den Schlendrian im Kleinen (Tänze).

§ 44.

Die mannigfaltige eigentümliche, ihren eignen Gesetzen folgende und gleichwohl durch allerhand Beziehungen zu einem Ganzen verbundne Lebendigkeit (§ 42, b) drückt die Harmonie und die gesetzliche Reihenfolge der Accorde aus.

Ein bloßes Spiel der Harmonie versinnlicht daher nur den gleichsam noch ruhenden Vorrat lebendiger Kräfte, aus denen eine bestimmte Geschichte der Entwicklung entspringen kann, aber noch nicht entsprungen ist. Etwas dem ähnliches zeigen z. B. die Choräle, in denen die 'Melodie' wenigstens sehr zurücktritt gegen die Fülle der Harmonien.

§ 45.

Die Melodie endlich (§ 42, c) erzählt die Geschichte einer individuellen Entwicklung, wie sie auf Grund dieser Harmonien möglich ist.

Zwar ist die Melodie keineswegs bloß eine successive Auflösung der Töne, welche simultan die Accorde bilden. Dennoch wirkt sie nur dadurch, daß ihre übrigens freie Bewegung die Töne der Accorde wie feste Punkte umspinnt, von ihnen ausgeht, zu ihnen zurückkehrt und in jedem Zwischentone die Weite der Entfernung von einem derselben, in jeder Zwischenfigur Beschleunigung oder Verzögerung des Strebens nach Rückkehr zu ihnen mitempfinden läßt.

Hierdurch unterscheidet sich die Kunstmelodie von dem Naturgesang der Vögel, der nur in verschiednen Tonhöhen irrt, aber keine feste Gliederung einer Skala empfinden läßt, auf welche seine einzelnen Bewegungen sich bezögen.

§ 46.

Da die 'Melodie' ihren Wert nur in der freien Erfindung hat, so kann es für sie keine Regeln geben, ausgenommen diejenigen, welche den ästhetischen Wert der einzelnen Figuren und Wendungen bestimmten, die jede größere Komposition verwendet. Diese Regeln giebt es indessen nicht. Folgendes mag als Beispiel der Aufgaben dienen, die man sich auf diesem vernachlässigten Gebiet stellen könnte.

Zuerst will Musik nicht irgend ein Geschehen, sondern ein durch lebendige Kräfte erzeugtes darstellen. Nun unterscheidet sich von allem, was rein mechanisch geschieht, das lebendige Wirken durch sein Fehlschlagen und dessen Verbesserung. Deshalb benutzt die Musik jede Art von Inkongruenz zwischen der lebendigen Entwicklung, welche sie in der 'Melodie' darstellt, und den allgemeinen Gesetzen oder ihren eigenen Zielen. Die Melodie z. B., wenn sie von einem Ton zu dem andern ausgezeichneten, in dem sie ruhen kann, übergeht, trifft ihn nicht sofort, sondern springt zu kurz oder zu weit und erreicht ihn dann erst. Die Harmonienfolge geht nicht durch lauter Konsonanzen zu dem Schluß, den sie sucht, sondern durch aufgelöste Dissonanzen. Die Gliederung der Melodie fällt, wie der Wortaccent im Verse, nicht immer mit der Einteilung des Taktes zusammen, sondern eilt momentan voraus oder zögert, um im ganzen dennoch mit ihm zusammenzustimmen. Hebung und Senkung, die schon im 'Takt' die lebendige Zeiteinteilung von bloß mathematischer unterscheiden, wiederholen sich auch in der 'Melodie', so daß sich Vorder- und Nachsatz zwar nicht nach einem begrifflichen Grunde, aber fühlbar zusammengehörig unterscheiden lassen.

Da die Musik successiv Eindrücke verknüpft, so kann sie vielfache Wiederholung des Gleichen nicht so ertragen, wie die bildenden Künste, die das Viele auf einmal wahrnehmen lassen. Aber ihre Mittel erlauben der Musik, jeden einfachsten Schritt der Melodie in eigentümlichen Umformungen (mit verschiedner Tonhöhe, absteigend nach dem Aufsteigen, durch Übergang in eine andre Ton-

art modifiziert 2c.) zu reproduzieren — Betrachtungen, deren Fortsetzung die Kürze der Zeit hier verbietet.

§ 47.

Die große Wirkung der Musik auf unsre Gefühle ließ früher auch ihren Zweck nur in der Erregung derselben suchen. Mit Unrecht hat man in neuester Zeit*) dem opponiert, aber mit Recht hervorgehoben, daß gerade die Gefühle, die wir mit Namen zu nennen pflegen, wie Hoffnung, Sehnsucht 2c. unmittelbar gar nicht musikalisch darstellbar sind, weil sie nichts bedeuten ohne bestimmte Vorstellungen, welche die Musik nicht erwecken kann, z. B. hier des Abwesenden oder des Zukünftigen. Die Musik könne nur das 'Formale von Ereignissen' darstellen, aber weder die specielle Natur dessen, dem das Ereignis begegnet, noch unmittelbar ein Gefühl, das sich auf bestimmte Lagen bezieht.

Allein außer diesen Gefühlen, welche Namen haben, weil sie sich eben auf häufig vorkommende Situationen des Lebens beziehen, giebt es nicht minder intensive, aber namenlos bleibende Stimmungen, die sich gar nicht an einen angebbaren Zustand als Ursache oder Ziel anknüpfen lassen, sondern selbst nur ein Genuß des 'Formellen' der Ereignisse sind, von deren specieller Bedeutung wir eine reale Befriedigung erhalten. Wir freuen uns nicht bloß, wenn der Weltlauf uns einen bestimmten Gewinn zuwirft, sondern wir freuen uns auch darüber, daß überhaupt die Welt so eingerichtet ist, daß in ihr eine Thätigkeit nicht ins Leere verläuft, sondern bei einem Ziele ankommen kann, daß das Mannigfache einander nicht fremd, sondern im geheimen einander verwandt ist, daß es überhaupt so etwas wie 'Harmonie' und 'Gegensatz' giebt, daß feindselige Berührungen nicht ewig dauern, sondern im Fortgang der Dinge zu vernünftigem Zusammenhang verschmolzen werden.

*) Eduard Hanslick, Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst. Lpz. 1854 [7. Aufl. 1885]. — Von Lotze besprochen in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1855 S. 1049—1068 [wieder abgedruckt in L's 'Kleinen Schriften' Bd. III, Lpz. 1888, S. 200].

Das alles nun, diese ganze glückliche Struktur der Welt, stellt die Musik auf das reichhaltigste dar und ist nicht bloß *fähig*, sondern durchaus *bestimmt*, die daran sich knüpfenden sehr intensiven *namenlosen* Gefühle zu erwecken. Und zwar kommt ihr dabei zu statten, daß sie durch *ihre* Mittel einen *bestimmten* Zustand, eine *bestimmte* That, ein *bestimmtes* Ereignis gar nicht malen *kann*, sondern *bloß* das allgemeine *formelle* Verhalten einer strebenden Kraft oder vieler mit einander wechselwirkenden. Sie kommt dadurch einem lebhaften Verlangen entgegen, uns der *Bestimmtheit* unsrer Organisation für Augenblicke zu entschlagen, welche uns viele Genüsse erst möglich, aber dafür andre unmöglich macht. Wir wollen nicht bloß fühlen, wie *Menschen* zu Mut ist unter ihren *menschlichen* Zwecken, sondern uns in die *allgemeine* Seligkeit einer lebendigen und sich ihrer Lebendigkeit erfreuenden Kraft versenken, die noch an keinen bestimmten Organismus gebannt ist. — Mit einem alten Schulausdruck kann man die Musik Darstellung der *Natura naturans* nennen, nicht der Natura naturata.

Neuntes Kapitel.

Architektur.

§ 48.

'Architektur' umgrenzt Räume durch *schwere Massen*, deren Kohäsion dem Druck widersteht. Als 'Handwerk' *benutzt* sie diese Mittel bloß. Sie wird 'Kunst', indem sie dieselben *zeigt* und ihr ganzes Werk in aufstrebende '*Stützen*' und in '*Lasten*', endlich in konstruktiv nicht bedeutsame '*Füllungen*' gliedert. Wie *alle* Kunst (§ 42) hat auch sie

a) an ein *allgemeines* Schicksal zu erinnern, welches hier nur die *Macht der Schwere* sein kann, deren Widerstand gegen aufstrebende Kräfte irgendwie erscheinen muß; sie hat dann

b) eine *eigentümliche Lebendigkeit* darzustellen, welche

hier in der besondern Weise besteht, in welcher die tragenden Glieder und namentlich die Vielheit derselben gegen die Last ankämpft — und hierauf am meisten beruht der Unterschied der wesentlichsten Stilarten'; sie hat

c) in einem dieser 'Stile' ein individuelles Ganzes von bestimmtem 'Plan', 'Grundriß' und 'Aufriß' zu bilden, abhängig von dem jedesmaligen Zweck.

§ 49.

Die 'griechische Säulenbaukunst' stellt den Gegensatz von 'Träger' und 'Last' ganz unverhüllt dar. Denn selbst die Ornamente, welche in der Zone des Zusammenstoßes zwischen 'Säule' und 'Gebälk' vorkommen, streben nicht den Gegensatz abzustumpfen, sondern erhöhen ihn eigentlich, indem das 'Kapitäl' der Säule diese nicht als zufällig abgeschnitten, sondern als sich selbst der Last gegenüber begrenzend empfinden läßt.

Ganz abgesehen von den bekannten Vorzügen dieses Stiles (der Reinheit der gesetzlichen Proportionen, der Hervorhebung der konstruktiven Bedeutung der einzelnen Bauglieder, der Nationalität einiger Ornamente, der weisen Verteilung anderer, freierer), kann derselbe doch nicht alle architektonischen Aufgaben lösen. Vollkommen angemessen ist seinem Grundgedanken schon der Aufbau mehrerer Stockwerke nicht. Denn sinnlich überzeugend können 'Säulen' wohl aus der Masse des Erdbodens, aber nicht aus dem geringen deckenden Gebälk einer unteren Säulenstellung entspringen. Der Grundriß kann mit Leichtigkeit nur Parallelogramm oder Kreis sein; denn nur so lassen die 'Architrave' eine formenschöne Verbindung zu. Damit ist die Mannigfaltigkeit von Vor- und Einsprüngen ausgeschlossen, dafür aber freilich der Eindruck vollkommener Einheit und Ganzheit des Gebäudes um so leichter. Eine Verknüpfung verschieden hoher Bauteile zu einem größeren, nach einem centralisierten Plan zusammenhängenden Ganzen ist kaum möglich.

Völlig genügend erfüllt dieser Stil überhaupt nur die Aufgabe einer dekorierenden Außenhalle, während die eigentliche völlige Umschließung eines Raums nur durch ein massenhaftes, nicht weiter 'stilisiertes' Mauerwerk gelingt, das von dem 'Stil' nur eine Gesimsbildung entlehnt hat. — Spätere Zeiten haben diesen Stil freilich zu den mannigfaltigsten Zwecken verwandt, aber doch nur, indem sie seine eigentliche große Schönheit und Bedeutung aufopferten oder ihn doch auch nur als Ornament für einzelne Teile eines im Ganzen völlig anders stilisierten Gebäudes anwandten.

§ 50.

Der 'Gewölbstil' verbindet durch Bogen die 'Träger', um auf dieses System die 'Last' zu legen.

Da der Ursprung zweier Bogen aus der ungeteilten dünnen Säule sinnlich nicht wahrscheinlich ist, so ist an die Stelle dieses früheren Versuchs der Gedanke getreten, die Masse des Mauerwerks als den eigentlichen Baukörper so gelten zu lassen, daß er an entscheidenden Linien sich aus seiner unorganischen Masse in aufwärtsstrebende 'Pfeiler' gliedere, die durch entsprechende Ornamente zugleich als zugehörig zu jenem Körper und zugleich als bevorzugte Teile desselben erscheinen. Die Möglichkeit, aus diesem massenhaften Körper in jeder Höhe und nach jeder Richtung aufstrebende Bogen ausgehen zu lassen, erleichtert für diesen Stil die Zusammensetzung vieler einzelner Bauten von verschiedener Höhe und erlaubt jede Mannigfaltigkeit des Grundrisses, der innern Räume und ihrer Perspektiven.

Die im 'byzantinischen Stil' üblichen Kuppeln, die zwar technisch Gewölbe sind, aber die wölbende Kraft nicht ästhetisch verwerten, rechnen wir hier zur 'Last'. — Der ganze 'Gewölbstil' zerfällt nun in zwei historisch verschiedne: den 'romanischen' und den 'gotischen'.

Abgesehen von hier zu verschweigenden Details giebt der romanische (Rundbogen-) Stil durch die breiten Massen der füllen-

den Mauern, die außen wenig hervortretenden Pfeiler, die einfachen und breiten, wenig zahlreichen Bogen, welche im Innern von Träger zu Träger laufend die ungegliederte Decke unterstützen, durch die klare und deutliche Ausbildung der Dachgesimse, überhaupt durch eine gefällige Gliederung des Ganzen in übersichtliche Hauptmassen, durch die konsequente Ornamentierung mit 'Rundbogen' und deren Zusammensetzungen, durch die Andeutung des Kreises in den polygonalen Chorabschlüssen, Mittelkuppeln und Türmen der Kirchen 2c. den Eindruck eines Gleichgewichts zwischen lebhaft aufstrebenden Kräften und der Last. Große Wandflächen im Innern bieten Raum für malerischen Schmuck.

Der gotische Stil zeigt einen deutlichen Überschuß der emporstrebenden Kraft über den Druck, und zwar teils schon durch die allgemeine Bevorzugung der Höhendimension vor der Breite, sichtbar in den 'Spitzbogen', den spitzen Giebeldreiecken, den kleinen Türmen ('Fialen'), in welchen die weit vorgeschobenen Widerlager der Pfeiler enden, und welche alle teils die horizontalen Linien, die überall die Andeutung der entgegenwirkenden Schwere sind, unterbrechen, teils, indem sie in verschiedenen Höhen endigen, eine große Mannigfaltigkeit von Kräften versinnlichen, deren jede einen Überschuß von Kraft über ihre Leistung hinaus zu eigener Erhebung verbraucht. Denselben Eindruck verstärkt im Innern die größere Gliederung der Tragpfeiler in einzelne 'Bündel', die sich aufsteigend in tragende 'Rippen', dann in ein verzweigtes 'Netzwerk' ausbreiten, zwischen dem die ohnehin durch einander schneidende Gewölbkappen vielfach zerteilte Ausdehnung der Decke als 'Last' völlig verschwindet. Bei dieser allgemeinen Gliederung und deshalb auch Verstärkung der 'Träger' tritt die Masse der Mauer, auch äußerlich sehr geteilt durch Vorsprünge, wieder gänzlich zurück und das Ganze (mit seiner bekannten Anordnung der Fassade und ihrer Türme, der Kuppel über der 'Vierung', dem polygonalen Chorabschluß, den Galerien über den Seitenschiffen 2c.) gewährt den Eindruck nicht sowohl der Einheit eines Organismus,

als vielmehr den eines Gesamtlebens, zu dem sich sehr viele gleichartige, aber an Lebenskraft sehr verschiedne Einzelorganismen verbunden haben.

§ 51.

Die angeführten Stile sind die einzigen, welche ein ganz konsequentes architektonisches Princip enthalten und alle höchsten Forderungen an ein Kunstwerk erfüllen können. Von ihnen, als konstruktiven, unterscheiden wir andre, dekorative Stile, welche ohne solche Konsequenz teils durch die Eigentümlichkeit der Ornamentierung, teils durch einzelne Lieblingsformen, endlich durch nicht-architektonische Rücksichten, z. B. Vorliebe für landschaftliche Scenen, Aussichten, innere Perspektiven ꝛc. einen charakteristischen und gefälligen Eindruck machen.

Hierher gehören, obgleich unter sich sehr verschieden, die aus antiken Proportionen und einzelnen Formelementen abgeleitete Renaissance, die maurische Baukunst*) und das völlig willkürlich mit dem architektonischen Sinn spielende, subjektive Laune bald geschmacklos, bald graziös ausdrückende Rokoko.

Zu diesen 'dekorativen Stilen' wird überall die Privatbaukunst führen müssen, da für die Bedürfnisse des Lebens das 'Haus' nicht so, wie ein monumentales Bauwerk, ein Organismus für sich sein darf, sondern eine Umgebung bleiben muß, die ohne Selbständigkeit nur durch Gefälligkeit der Formen und der Dekoration die herrschende Stimmung der Zeit auszudrücken suchen darf**).

---

*) Der 'maurische Stil' ist eigentlich kein Baustil, sondern bauliche Landschaftsgärtnerei. — Seine äußerst schlanken Säulen machen (an frühern Zeltbau erinnernd) mehr den Eindruck von Stützen hängender Teppiche, als den von Trägern schwerer Massen.

**) Das Haus, auf die vielen kleinen Zwecke des täglichen Lebens berechnet, kann seinem Wesen nach nicht die reinen nur an ästhetische und technische Bedingungen gebundnen Formen der großen konstruktiven Stile in sich darstellen. Daher haben auch in den Zeiten, wo jene herrschten, die Privat-

Zehntes Kapitel.

Skulptur.

§ 52.

Wenn die Skulptur*) zuerst aus einem naiven Nachahmungstriebe entstand, so hat doch gewiß auch diesem schon ein Interesse für die Einheit zu Grunde gelegen, die in der lebendigen Gestalt zwischen dem geistigen Innern und der körperlichen Erscheinung hervortritt; denn auf die Nachbildung des Lebendigen pflegt sich jener Trieb eher zu richten, als auf die der unlebendigen bloßen Form.

Wir setzen daher die Aufgabe der Skulptur darein: die Durchdringung eines individuellen geistigen Lebens mit seiner körperlichen Organisation darzustellen, und zwar (wie schon früher bemerkt) so, daß der Körper nicht bloß leidend und als benutzbares Material einem einzelnen Impuls des Geistes gehorcht, sondern in seinem ganzen Bau als ein vollständiger Ausdruck für das Ganze dieses individuellen geistigen Lebens erscheint.

---

bauten von ihnen nicht mehr, als höchstens äußerliche Ornamentierung entlehnt. Sie trugen die Livree des herrschenden Baustils, aber nicht seine Fahne. Die alten Griechen haben nicht in Tempeln, die mittelalterlichen Deutschen nicht in romanischen und gotischen Domen gewohnt. Das Haus thut genug, wenn es in seinem Aussehen die innere Gemütlichkeit, die es gewähren soll, verrät. — Für unsere Zeit (mit ihren sehr vielen, zum Teil auf ganz subjektiven Gründen beruhenden Bedürfnissen, die auch an die Häuslichkeit ihre individuell verschiedenen Anforderungen stellen) ist, wenn noch architektonische Schönheit neben den bloß praktischen Zwecken zur Geltung kommen soll, das von Auswüchsen gereinigte Rokoko das anheimelndste und geeignetste.

*) J. J. Winckelmann, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Maler- und Bildhauerkunst, Dresd. u. Lpz. 1755. Derselbe, Geschichte der Kunst des Altertums, Dresd. 1764. — G. E. Lessing, Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Erster Teil. Berl. 1766. — F. W. J. Schelling, Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur. München 1807 (in den 'Sämtl. Werken' Abt. I, Bd. 7). — A. Feuerbach, Der vatikanische Apollo. Nürnberg 1833 (2. Aufl. Stuttgart 1855). — F. W. Unger, Die bildende Kunst. Ästhetische Betrachtungen über Architektur, Skulptur u. Malerei, Göttingen 1858. — H. Lotze, Geschichte der Ästhetik in Deutschl. S. 551—77.

§ 53.

Der ganz monumentale Charakter, den die Skulptur wegen ihrer dauerhaften schweren und starren Stoffe (des Marmors, Erzes ꝛc.) überall hat, verbietet von selbst als Objekt für ihre Darstellungen das zu wählen, was durch seine geringere Bedeutung kein Recht auf eine so ewige Darstellung besitzt. Sie wird daher das bloß Charakteristische, Genremäßige entweder ausschließen oder doch nur zu ihren Nebenwerken rechnen, ihren Höhepunkt dagegen immer in der Darstellung idealer Charaktere, oder vielmehr der sinnlichen Erscheinung solcher, suchen müssen.

§ 54.

Man bemerkt aber ferner, daß für die Skulptur nicht die Handlung, sondern stets die Figur, welche handelt, die Hauptsache sein muß. Denn der Wert und Sinn der Handlung läßt sich durch die sinnliche Darstellung entweder gar nicht ausdrücken, sondern muß hinzugedacht werden, oder er gewinnt nichts durch sie. Was der Skulptur hier zukommen kann, ist die Darstellung der Art, in welcher entweder das geistige Leben der Figur sich in der Handlung als einer Gelegenheit äußert, oder wie diese oder ein Ereignis überhaupt auf den Geist der Figur zurückwirkt und von ihm aufgenommen wird.

Ist nun die Handlung etwas sehr Bestimmtes und die Figur genötigt, um ihretwillen eine sehr bestimmte, specifische Stellung und Bewegung anzunehmen, so würde ein solches Skulpturwerk zwar wohl die Tauglichkeit der Figur zu dieser einen Handlung oder ihre Erregbarkeit durch dieses eine Ereignis sehr deutlich machen, aber eben deswegen um so mehr das in Schatten stellen, worauf es viel mehr ankommt, nämlich die beständige und allseitige Tauglichkeit und Gewandtheit, mit welcher der Körper auch jeder möglichen anderen Anregung des Geistes nachkommen und jeden andern Reiz von außen aufnehmen würde.

Allgemein also: die Figur darf nicht 'bloß Träger der Handlung' sein, sondern nur so viel Handlung darf vorkommen, daß die Gestalt Gelegenheit hat, ihre vielseitige Trefflichkeit zum Ausdruck des Geistigen beispielsweise auszudrücken.

§ 55.

Ebensowenig wird die Gestalt als Symbol einer allgemeinen geistigen Eigenschaft, etwa einer Tugend, gelten dürfen. Denn jeder organische Körper entspricht mit der Mannigfaltigkeit seiner Glieder nur einem individuellen, nach sehr verschiedenen Seiten hin regsamen Leben, dessen Charakter niemals durch eine einzige Eigenschaft ausdrückbar ist. Jede Allegorie' daher, die den Körper dazu benutzt, wird zu wenig geistigen Gehalt haben, als daß sie jeden Teil der Gestalt von ihm als gesetzgebender Macht durchdrungen darstellen könnte, d. h. der größte Teil der Figur wird eigentlich müßig sein (vergl. § 10).

§ 56.

Notwendig ist aber ferner, daß nicht ein solches geistiges Leben zur Darstellung gewählt wird, welches sich zwar in dem Körper einen sehr vollkommenen und allseitigen Ausdruck geben kann, aber zugleich durch die Ansprüche, die es an ihn stellt, seine Form aus ihren natürlichen Proportionen in eine pathologische Charakteristik hinausdrängt. Solche Subjekte können der Poesie und Malerei dienen, weil diese uns nicht geradezu durch das anschauliche Bild beleidigen oder wenigstens in der Umgebung oder der Erzählung, die sie hinzufügen, die Aufmerksamkeit von der Form wieder auf ihren wertvollern Inhalt zurücklenken. Der Skulptur sind am passendsten Charaktere, deren Thun von selber den Körper nach seinem eigenen Sinne weiter entwickelt und ihn in der Richtung seiner eigenen Proportionen idealisiert.

Soll dies in der Darstellung hervortreten, so muß man diese Richtung selbst kennen, in welcher das natürliche Ideal der mensch-

lichen Gestalt liegt, oder die Punkte, worauf ihre Schönheit beruht. Und hier zeigt sich bald, daß sie als bloße Formenschönheit aufgefaßt eigentlich nur gering sein würde*) und daß ihr unendlicher Wert nur auf der Treue beruht, mit der ihre für den Anblick einfachen, aller Farbenpracht entbehrenden Umrisse die innere geistige Regsamkeit und ihre feinsten Nüancen widerspiegeln.

§ 57.

Im allgemeinen drückt sich in der menschlichen Gestalt eine Art Dualismus zwischen dem Kopf, als dem alleinigen Sitz des Bewußtseins, und der ganzen übrigen Masse aus. Diese Formen, des Gegensatzes und doch zugleich der Verbindung, finden wir in der ganzen Tierreihe nirgends so wie in dem menschlichen Hals ausgeprägt. Alle Formen, welche beide Teile in einander verschmelzen lassen, wirken im Tierreich unheimlich.

Der Kopf des Menschen enthält keine aktiv hinausgreifenden, sondern nur passiv empfangende Organe, deren ideale Form daher nicht ein Hervorstehen, sondern möglichstes Verbleiben in dem allgemeinen Umriß des Kopfes ist. Den Körper umgiebt kein zwar organisch erzeugtes aber nicht mehr lebendiges Bedeckungssystem, sondern die Haut erscheint durchgehends von der Wärme des Lebens durchdrungen, die Glieder nicht dünn, bloß für das Bedürfnis berechnet, nicht wie anhaftende unorganische Werkzeuge, sondern in einer Fülle, die dem Tierreich gänzlich fremd ist. Ihre Anzahl aber ist gering und drückt, wie die Kleinheit des Kopfes und das ruhige Zurückliegen der Sinnesorgane, die sichere Herrschaft des Geistes über das Äußere besser aus, als die Menge und übergroße Gelenkigkeit der Bewegungs- und Fangwerkzeuge namentlich der niederen Tiere. Der Anschein künstlicher Maschinerie ist vermieden; nur in den Fingern kommt im kleinen diese Beweglichkeit vor, die für die Lebenszwecke nicht fehlen dürfte, aber ebensowenig im

*) vgl. ob. S. 30; Mikrokosmus II 95 (in den neuern Auflagen II 97); Geschichte der Ästhetik in Deutschl. 89—92.

Anblick übermäßig hervortreten. Allenthalben endlich finden wir sanfte und weiche Formübergänge zwischen den Teilen, die beweglich zusammenwirken sollen, aber scharfkantige Begrenzungen da, wo starre Teile zusammenstoßen, um durch ihre bloße Festigkeit verschiedene Funktionen zu erfüllen.

Diesen Andeutungen, die sich leicht vermehren lassen, müßte das Bestreben der Idealisierung folgen und ist ihnen in der That gefolgt, so daß die Schönheit der Gestalt um so höher geschätzt wird, je mehr sie diese eigenen Tendenzen der organischen Form vollkommen auszuführen sucht (Verlängerung der Körperformen; nicht übermäßige Muskulatur; Verkleinerung der Köpfe 2c.).

§ 58.

Eine unrichtige Art der Idealisierung würde es sein, überall nur das jugendliche Leben oder den Körper in der Fülle seiner Blüte darstellen zu wollen. Allerdings sind höheres Alter und erste Kindheit physiologisch unvollkommene Lebenszeiten. Allein man stellt sie auch nicht dar, um diese Unvollkommenheit, sondern im Gegenteil um zur Anschauung zu bringen, wie selbst in diesen Formen das geistige Leben nicht nur Mittel seines Ausdrucks überhaupt findet, sondern in ihnen selbst nach einzelnen Seiten hin sich charakteristischer, als in jener vollen Blüte äußern kann. So ist es der Greisen-Gestalt viel natürlicher, als dieser noch blühenden, den Gewinn des ganzen vergangenen Lebens in einer Mannigfaltigkeit geistreicher Züge sprechend auszudrücken. Und die beginnende Ausbildung des geistigen Lebens im Kindes- und Knabenalter bietet ohne Zweifel eine Menge naiver und anmutiger Beispiele dieser Harmonie von Körper und Seele, die dann nicht mehr so sprechend hervortreten, wenn diese Harmonie nach allen Seiten bereits festgestellt ist.

Ferner: in der Skulptur wird immer das kaukasische Profil zum Ideal genommen. Sehr erklärlich; denn natürlich hat zunächst die griechische Skulptur an die den Griechen eigne Körper- und Gesichtsbildung sich gehalten und sie idealisiert. Darum aber nicht immerwährende Nachahmung der antiken

Kopfbildung anzuraten. — Der Versuch, die Kopfbildung auch anderer Rassen, mit Geschick idealisiert, in der Skulptur zur Darstellung zu bringen, ist noch nicht gemacht, aber durchaus nicht von vornherein zu verwerfen. [1865].

§ 59.

Die Stellung der Gestalt wird immer den Hauptzweck haben, die vollständige Fügsamkeit zu zeigen, mit der nicht nur der Körper dem geistigen Impulse gehorcht, sondern mit der auch jeder einzelne Teil durch entsprechende Gegenabweichung (Spannung oder Erschlaffung) die Verschiebung eines andern ausgleicht, so daß der Körper als ein äußerst sensibles und elastisches, sich selbst ins Gleichgewicht setzendes System von Teilen erscheint, welche für ihre Zustände wechselseitiges Verständnis besitzen. — Eine sehr auffallende Handlung, für einen ganz bestimmten Zweck, würde diese Trefflichkeit nur einseitig, eben in bezug auf diesen Zweck zur Anschauung bringen. Eine unbedeutendere Bewegung, vielleicht nur in einer leichten und bequemen Abweichung von der ganz nichtssagenden symmetrischen Stellung bestehend, läßt eine viel größere Mannigfaltigkeit solcher gegenseitigen Ausgleichungen hervortreten.

Die Stellung muß außerdem malerisch schön sein. Ihr Umriß soll nicht unter ein gar zu rationales geometrisches Schema fallen, die Glieder nicht parallele Lage haben, von der Masse des Körpers sich nicht unnötig weit und nicht unter auffallenden (rechten 2c.) Winkeln*), sondern mit allmählichem Übergang entfernen; denn alle diese hier getadelten Bewegungen sind an sich schon dem menschlichen Körper nicht natürlich; und wo sie für einzelne Zwecke unentbehrlich sind, ist es besser diese Zwecke nicht darzustellen, als hier naturtreu zu sein.

Endlich wird die Stellung müssen eine dauernde sein können,

*) Daher alle Wegweiser- und Telegraphenstellungen möglichst zu vermeiden. — Die plastische Darstellung der Kreuzigung Christi, rein ästhetisch betrachtet, sehr bedenklich. Um das Unschöne (Ausreckung der Arme 2c.) möglichst zu mildern, pflegen ihm die bessern Künstler Arme und Beine zu beugen. [1865].

und alle Darstellungen von Bewegungen, in denen ein Körper nur momentan sich erhalten kann*), sind nicht eigentlich Gegenstände der Skulptur, deren ganz monumentale Arbeit immer eine Neigung zur Darstellung des Ewigen und immer-Bedeutsamen hat.

§ 60.

Am einfachsten werden alle diese Forderungen erfüllt durch das in der antiken Skulptur so oft benutzte Spiel mit dem Gewande, und zwar mit einem so formlosen wie das griechische, welches jeder Individualität eine freie, ihrem Temperament angemessene Behandlung erlaubt und nicht, wie das unsere, sehr bestimmte Methoden des An- und Ausziehens nötig macht. Als Verhüllung kann das Gewand nur bei Statuen historischer Personen gelten, deren Bedeutung sich meist nur im Kopf ausspricht, so daß die vollständige Darstellung des übrigen Körpers unnütz und indecent wäre, wogegen hier das Gewand durch die Art seines Faltenwurfs den Eindruck der Züge verstärkt, durch die sich der geistige Charakter auch hier noch im Körper, z. B. durch seine Haltung aussprechen kann. Ist doch das Gewand eigentlich nur das zunächst liegende Stück Außenwelt, in dessen Bearbeitung sich das eigentümliche Temperament der Figur ebenso ausprägt, wie auch in der Wohnung &c. Es wird uns daher die eigentümliche Beweglichkeit der Gestalt versinnlichen und zugleich durch die Anordnung seiner hängenden Falten uns eine Anschauung von dem Gefühl geben, welches die Gestalt durch seine Umgebung und sein Tragen erhält und worin sie sich gefällt.

§ 61.

Am günstigsten für die Skulptur wäre die Aufgabe, in solchen immer maßvollen Bewegungen nur ein beständiges individuelles Tem-

*) In dieser Hinsicht z. B. der 'fliegende Merkur' von Giovanni da Bologna bedenklich.

perament des Gemüts, einen bleibenden Charakter darzustellen. In diesem Sinne hat der 'hohe Stil' der griechischen Skulptur*) eine Reihe idealer Bilder geschaffen, in denen ohne Lärm und Bewegung nach außen sich die Tiefe eines bedeutenden Charakters aufs vollendetste ausspricht.

Indes hindert doch nichts, auch die Bewegungen des Gemüts, seine Affekte, die aus einer Wechselwirkung mit der Außenwelt entstehn, ästhetisch zu verwerten. Aber die Skulptur wird als monumentale Kunst nicht solche Affekte, die als eine letzte und höchste Stufe der Bewegung nur momentan dauern können, darstellen dürfen. Und da sie wegen Mangels einer erklärenden Umgebung, wenigstens in einzelnen freien Statuen, das Motiv der Affekte nicht immer deutlich machen kann, wird sie nur die wählen können, die an sich für jeden verständlich sind.

Ungünstig werden daher sowohl alle leidenschaftlichen als auch alle historischen Handlungen sein, die einen, weil sie grundlos selbst über die Formenschönheit hinaustreiben; die andern, weil ihre welthistorische Bedeutung sehr selten in einer plastisch darstellbaren Form der Bewegung, sondern in der nicht mit darstellbaren Lage der Umstände beruht.

Endlich muß jede Bewegung, welche eine lebhafte Beziehung der Statue zur wirklichen Außenwelt bedeutete, vermieden werden. Ihre wahre Heimat, mit der wir sie in geheimnisvoller Beziehung denken können, ist nur die gleich monumentale Welt der Architektur, und höchstens die Landschaft. Dagegen die Statue als im Wechselverkehr mit den Menschen darzustellen, würde gegen den allgemeinen Reiz der Skulptur streiten, gegen diese geheimnisvolle Lebendigkeit des Versteinerten oder diese Versteinerungen des Lebens.

---

*) Winckelmann, im 8. Buch seiner Kunstgeschichte, unterschied in der griechischen Skulptur (den vorbereitenden Zeitraum und den des völligen Verfalls abgerechnet) drei Stile: den ältern 'strengen Stil', den 'hohen Stil' der Blütezeit und den 'schönen Stil'.

§ 62.

Allen diesen Anforderungen, die begreiflich nicht in derselben Strenge von dem Basrelief gelten, welches durch seinen verbindenden Hintergrund und die darin darstellbare Umgebung vieles sonst nicht Auszudrückende ausdrückbar macht, entspricht allerdings am besten der Kreis der antiken Mythologie, über den nichts hinzuzufügen ist. Allein dennoch hat die spätere christliche Kunst eine große Menge von Werken produziert, die an Formenschönheit, Verständnis des Körperbaus und Gewandtheit der Behandlung, ebenso wie meistens an Schönheit des Materials der antiken Skulptur allerdings weit nachstehen mögen, dafür aber einen ganz neuen Stil der Darstellung ausgebildet haben.

Dem Altertum war Formenschönheit und vollständigste Inkarnation des menschlichen Geistes der höchste plastische Zweck. Es suchte überall das Leben und das darzustellen, wozu eine gütige Natur die lebendige Gestalt gemacht hat. Die christliche Kunst ist weit mehr von dem Gedanken der Hingabe des Körperlichen an die geistige Welt ausgegangen, meistens zur Darstellung des Todes, nicht des Lebens gekommen; und in allen ihren gelungenen Werken drückt sich meist das Bestreben aus, das zur Erscheinung zu bringen, was die lebendige Gestalt selbst aus sich gemacht hat: die Unzerstörbarkeit ihrer Sehnsucht, das Verdienst ihrer Ergebung. Das Darstellungsgebiet dieser Kunst war offenbar viel beschränkter als das der antiken, aber man kann kaum leugnen, daß gerade das, was sie darstellt, der Antike fehlt, und daß doch eben darin etwas wirklich Großes und Wertvolles liegt.

[1865:] In der Gegenwart hat die Skulptur technisch einen schönen Aufschwung genommen. Aber was sollen jetzt ihre Aufgaben sein?

Ihre thatsächlichen Leistungen pflegen Denkmäler historisch berühmter Persönlichkeiten zu sein. Allein so vortrefflich z. B. Rietschel's Lessing-Standbild und sein Schiller-und-Göthe-Denkmal in ihrer Art auch sein mögen, so sind sie doch nichts, was mit den Göttergestalten des hohen Stils der griechischen Kunst nur von fern sich vergleichen ließe.

Doch was ist da zu ändern? Zur Nacktheit antiker Göttergestalten können wir nicht zurückkehren. Eine nackte Juno können wir weder in unsern Kir-

chen, noch auf unsern öffentlichen Plätzen, noch sonstwo wirklich im Leben, sondern eben nur in Museen noch brauchen.

Aber was zwingt unsere Plastik, für ihre Produktionen immer wieder die Form zu nehmen, bei welcher dasjenige, worin die Gegenwart gegen das Altertum im Nachteile ist, am meisten sich geltend macht: die Form der Einzelfigur?

Mit Einzelfiguren können wir nichts Rechtes mehr leisten. Unsere Plastik kann und muß den Schwerpunkt ihrer Leistung in die Darstellung bedeutender Situationen durch größere Gruppen von Figuren verlegen. Große Gruppen bekleideter Figuren in ihrer Gesamtheit gewähren z. B. die Möglichkeit, den Sinn und die Eigenart eines ganzen Zeitalters zum Ausdruck zu bringen. Besonderer Lärm der Handlung natürlich auch hier zu vermeiden.

Was sich auf diese Weise erreichen läßt, davon sind Rauch's Gruppen an seinem Denkmal Friedrichs des Großen ein treffliches Beispiel. Dagegen in dieser Hinsicht wenig geglückt ist leider Rietschel's Lutherdenkmal in Worms. Jede Figur ist da auf ein Stühlchen für sich gestellt; man kann zwischen ihnen herumgehen. Sie erscheinen wie aufgestellte Schachfiguren, bilden nicht ein einheitliches Ganzes. —

Sehr der Läuterung und Beschränkung bedarf die Liebhaberei unserer Zeit, hervorragende Männer des geistigen, insonderheit auch des wissenschaftlichen Lebens plastisch zu verewigen. Sie pflegen, abgesehen von Büsten, überhaupt keine für die Plastik geeignete Objekte zu sein. Und es ist eine absonderliche Art der Verehrung, jeden von ihnen mit dem obligaten Schreibmaterial ꝛc. auf ein Postament zu spießen.

Elftes Kapitel.

Malerei.

§ 63.

Die Malerei tritt in der Dekoration noch als eine Kunst der freien Schönheit auf, die Phantasie nur durch ein Formen- und Farbenspiel beschäftigend. Sie wird hier teils die Begrenzungen größerer Flächen durch Linien hervorheben, die den in diesen wirkenden Kräften entsprechen, und wird dann besonders die Eckpunkte als den Durchschnitt mehrerer Richtungen zum Sitz eines bedeutenderen Ornaments machen; teils wird sie die Flächen selbst dekorieren und hier am glücklichsten verfahren, wenn sie ent-

weder die ganze Ausdehnung derselben durch eine ununterbrochene Wiederholung eines regelmäßigen Formelements in starren oder geschwungenen Linien ausfüllt, oder wenn sie den größern Teil derselben als ganz freien Hintergrund bestehen läßt und nur einzelne ausgezeichnete Punkte mit zusammengedrängten bedeutsameren Zierden bedeckt. Unangenehm dagegen wirken überall die zerstreuten Muster, und wo in der Natur etwas dem Ähnliches schön erscheint, sind es immer besondere Nebenverhältnisse, die den Eindruck erträglich machen. Das Gefühl verlangt in der Dekoration eine Hinweisung jedes kleinen, für sich selbst nicht hinlänglich bedeutenden Teils auf jeden andern und gebietet deshalb wenigstens bescheidene Verbindungen zwischen den zerstreuten Teilen. — Was die Farbengebung der Dekoration betrifft, so muß die sehr streitige Lehre von den Farbenharmonien der Zukunft überlassen bleiben*).

§ 64.

In der Landschaftsmalerei hat die etwas überspannte Tendenz, nicht die Formenschönheit der Gegend, sondern das mysteriöse unbewußte Walten des Naturgeistes darzustellen, zu einer Vorliebe für die wilden unerwarteten und schroffen Formen geführt, in denen sich große Naturkräfte, die auf einander nicht berechnet scheinen, mehr bekämpfen, als zu einem ruhigen und klaren Resultat kommen.

Bei allem Guten, was diese romantische Neigung erweckt hat, müssen wir doch als den richtigeren Gesichtspunkt den betrachten, welcher die Landschaft als einen Wohnplatz des geistigen Lebens ansieht. Die Gestalt des Bodens macht eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des verschiedensten Wohlbefindens, des Sich-Benehmens und -Bewegens für alles Lebendige möglich, die nicht bloß Vorteile für die Bequemlichkeit des Menschen sind; sondern selbst dem Unbelebten, der Vegetation gewährt die Anordnung der Land-

*) Vergl. Ernst Brücke, Die Physiologie der Farben für die Zwecke des Kunstgewerbes. Lpz. 1866 (2. Aufl. ebd. 1887). F. W. Unger, Die bildende Kunst (s. ob. zu § 52) S. 185 ff.

schaft die Möglichkeit eines vielfachen Ausbreitens, wovon wir nun in die Gegenstände selbst ein halb bewußtes Gefühl verlegen, ähnlich dem Gemeingefühl, welches wir selbst durch diese vielfachen Arten mehr oder weniger wohnlicher, heimlicher, offener oder begrenzter Umgebung erhalten.

Obgleich wir den Teilen der Landschaft nun selbst einen Genuß der Lage zuschreiben, die sie in ihr einnehmen, so liegt doch in Wahrheit unser Interesse an ihr immer in diesen Gefühlen, die wir haben oder deren Entstehen wir voraussehen, wenn wir uns in dem Bilde von einem Punkt zum andern versetzen und von jedem dieser Standpunkte aus den eigentümlichen Reiz der nun verschobenen Umgebungen genießen und uns der neuen Beförderungen unseres Daseins, unserer Bewegung oder Ruhe erfreuen, die uns durch sie zu teil werden.

Landschaftsmalerei in dem Sinn wirklich künstlerischer Darstellung der Landschaft ist eine ziemlich neue Kunst. Überhaupt Malen von Landschaft (zu dekorativen Zwecken u. ä.), resp. Mitmalen als Hintergrund ꝛc. ist allerdings schon dem Altertum nichts so ganz Fremdes gewesen, wie man früher wohl meinte; vergl. z. B. Karl Schnaase, Geschichte der bildenden Künste Bd. II, Düsseldorf 1843, S. 127.28, 517—20. A. Woltmann u. K. Woermann, Geschichte d. Malerei Bd. I, Lpz. 1879, S. 42. 64. 113. 126. 133. 219. Möglich, daß davon bei 'Miniatoren' eine nie ganz abgebrochene Tradition bis in die 2. Hälfte des Mittelalters hin reicht. Jedenfalls treten anderweit Anfänge des Malens von Landschaft bei den germanisch-romanischen Völkern eben da erst hervor. Und die moderne Landschaftsmalerei entwickelt sich aus Beiwerk der mittelalterlichen 'Historien'-, d. h. religiösen Malerei, das aus dem Bedürfnis entstand (vgl. § 69), den heiligen Gestalten eine Umgebung, insbesondre einen Hintergrund zu schaffen, zumal einen solchen, der (wie in der überkommenen Darstellungsweise der Goldgrund) den Beschauer mit in die rechte Stimmung versetze, also die Größe der göttlichen Herrlichkeit, Christum und Gott selber als den Herrn über alle Lande andeute und zeige (man sieht dann auf engem Raum alles Mögliche aufgetürmt, alle möglichen Städte, Berge, Ströme: die ganze Natur im Auszug). Vgl. z. B. Kunsthistorische Bilderbogen, Leipzig, E. A. Seemann (1881), Nr. 195—201. 219—222. 343—345 ꝛc. Jac. Burckhardt, Der Cicerone, Basel 1855, S. 1050 [3. Aufl., Leipzig 1874, III S. 1166]. Franz Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei, 2. Aufl. hrsg. v. J. Burckhardt, Berl. 1847 [die 2. Aufl. wird bekanntlich der 3., Lpz. 1867, vorgezogen], I 248. (263. 266). 281. 298.99. 321. 325.26, 330.32.37, 354. 369. II 91. 92. 321. 350. 519. Woltmann u. Woermann, Geschichte der

Malerei (s. ob.) I 403.4, 406.7.8, 418.19, 426.27.29, 459, 463. II 5, 10, 12 ff., 388.90, 414, 520 ff. — Selbständig (nicht bloß als Hintergrund) sind dann Landschaften zuerst etwa um 1500 dargestellt worden. Interesse und Verständnis für landschaftliche Schönheit haben sich nur sehr allmählich entwickelt. — Petrarca [oder Dante] soll der erste gewesen sein, der einen Berg rein um der Aussicht willen bestieg.

Karl Gust. Carus, Briefe über Landschaftsmalerei, Lpz. 1831 (2. Aufl. ebd. 1835). Karl Schnaase, Niederländische Briefe, Stuttg. u. Tüb. 1834, S. 25 ff. Karl Woermann, Die Landschaft in der Kunst der alten Völker. Eine Geschichte der Vorstufen und Anfänge der Landschaftsmalerei, Münch. 1876. Jac. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, Bas. 1860, S. 292: Entdeckung der landschaftlichen Schönheit [3. Aufl. II 14]. A. v. Humboldt, Kosmos Bd. II, Stuttg. u. Tüb. 1847, S. 6. 76. 104. L. Kaemmerer, Die Landschaft in der deutschen Kunst bis zum Tode A. Dürers [= 'Beiträge zur Kunstgeschichte' Neue Folge IV], Lpz. 1886.

§ 65.

Die 'Komposition' wird darauf achten müssen, die Landschaft, die nur Sinn als Teil der wirklichen Welt hat, auch immer als solchen Teil darzustellen. Der umschließende Rahmen bedeutet schon, daß sie hier abgeschnitten sei, aber nicht aufhöre, sondern mit der übrigen Welt zusammenhänge. Irgend ein Weg, eine Perspektive, oder mindestens der Fluß eines Wassers, ein Zug von Wolken ꝛc. muß hinzutreten, um diese Andeutung eines Zusammenhangs mit der übrigen Welt zu verstärken. Die Spiele der Beleuchtung endlich haben neben ihrem Farbenreiz diese allgemeine Bedeutung, das umfassendste Band zu sein, das von jedem Punkt zu jedem andern in vielfachen Brechungen und Zurückwerfungen übergeht und alles mit Liebe zu einer gemeinsamen Natur verbindet.

Der Glaube an die Wirklichkeit der Landschaft wird ferner durch eine gewisse Irrationalität der Anordnung verstärkt. Zwar verlangt das Auge eine übersichtliche Zusammenstellung; aber an den symmetrischen Punkten des Raumes müssen doch nicht ähnliche, sondern differente Bildungen auftreten, so daß ein Gleichgewicht in der Verteilung der Massen für den anschauenden Blick entsteht, aber doch nicht eine der Natur fremde eigentliche Symmetrie. Die Hauptpunkte des Inhalts müssen nicht auf die Hauptpunkte des

Raumes fallen, sondern excentrisch neben sie. Sie müssen nicht gerade am Ende geradliniger Perspektiven stehen, sondern unberechneter hervortreten. Überhaupt wird jede geradlinige Erstreckung den gewundenen Durchsichten nachzusetzen sein. — Die Umrisse des Ganzen müssen ebenfalls diese Symmetrie vermeiden und dürfen besonders dem Auge nicht ein abschüssiges Sinken in Einer Richtung zumuten, ohne ihm irgend einen Widerhalt zum Ausruhen darzubieten. — Keine Mannigfaltigkeit gleichartiger Objekte soll in paralleler Anordnung den Blick ermüden.

§ 66.

Sehen wir uns im Leben um, so finden wir, daß an Gebäuden, an Werkzeugen, an der Tracht, an der menschlichen Gestalt selbst das eigentlich Unverletzte, Vollständige, Normale gar nicht das ist, was den Eindruck des Malerischen giebt; vielmehr haftet dieser überall an dem, was in seinen Formen teilweis durch Störung derselben (Ruinen, Lumpen 2c.), teils durch schärfere einseitige Ausprägung die Erinnerung an eine Geschichte erweckt, in welcher das geistige Leben im Kampf mit einer Außenwelt war, von ihr viele bleibende Spuren aufgenommen, aber sich mit ihr in irgend ein Gleichgewicht zu setzen gesucht hat.

Namentlich in der Genremalerei*) muß dies als wesentliches Ziel der Darstellung gelten: anschaulich zu machen, wie allerdings die äußeren Umstände, der Beruf des Lebens, Reichtum oder Armut der Umgebung 2c. der Gestalt unvertilgbare Spuren einprägen, wie aber dennoch die Kraft der geistigen Natur so unverwüstlich ist, daß sie aus jeder noch so ungünstigen Lage irgend eine Art der Befriedigung zu gewinnen oder doch unter ihrem Drucke wenigstens ihre eigene Größe zu bewahren vermag.

Dieser Zug der Anerkennung menschlichen Wertes giebt

*) G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik Bd. 3 (= Werke X 3), Berlin 1838, S. 54 ff. Fr. Th. Vischer, Ästhetik III 2 Seite 657 ff. — K. Schnaase, Niederländ. Briefe, Stuttg. u. Tüb. 1834, S. 80 ff.

allein dem Genre höhere Bedeutung. Die bloße treue Naturnachahmung würde uns zwar die Vorstellung erwecken, daß eben die Möglichkeit, irgend etwas Gemeines oder Kümmerliches so schlagend darzustellen, zugleich ein Erhabensein über dasselbe voraussetze und auch den Betrachter darüber erhebe. Dennoch werden Gemälde dieser Art nur einmal durch ihre Technik reizen und später kalt lassen.

Das Gebiet des Genre ist unermeßlich, und neben dem charakteristischen, das uns die Trefflichkeit und Accommodationsfähigkeit des menschlichen Geistes in bezug auf ganz specielle Lebensverhältnisse zeigt, können wir ein allgemeineres unterscheiden, welches die typischen Lebensalter und deren normale Erlebnisse, endlich ein höheres, ideales, welches nicht sowohl die einzelnen Figuren ideal darstellt, sondern vielmehr in der Art ihres Benehmens einen allgemeinen Stil des Lebens und Daseins sehen läßt, in welchem sich der Geist einer Zeit oder eines Volkes selbst sein Gesetz gegeben hat.

§ 67.

Über diese letzte Leistung des Genre, die Darstellung einer besondern Phase menschlicher Kultur zu liefern, wird auch die geschichtliche Malerei, die man jetzt etwas absichtlich fördert, nicht hinauskommen*). Die Darstellung großer Männer, bedeutsamer geschichtlicher Wendepunkte 2c. ist gewiß ein richtiges Ziel der Poesie, aber nicht der Malerei. Gemälde werden nur als Illustrationen zu der sonst bekannten Bedeutung der Geschichte hinzutreten, aber sie niemals unmittelbar darstellen. Geschichtliche Personen und Thaten sind trotz aller Bedeutung ihres Sinnes oft ganz unbedeutend in der äußerlichen Form ihres Erscheinens. Wir ertragen das im Leben und in der Poesie, weil wir uns aus einer unzähligen Menge successiver Anschauungen ein richtigeres Totalbild ent-

*) Ernst Guhl, Die neuere geschichtliche Malerei und die Akademien. Stuttgart 1848.

werfen. Die Malerei dagegen könnte solche Ereignisse nicht darstellen, ohne unverständlich und langweilig zu sein.

Man wird als höchste Forderung die aufstellen können, daß ein geschichtliches Bild immer eine Situation oder Handlung wähle, die selbst dann, wenn ihr geschichtlicher Sinn gar nicht verstanden wird, immer noch ein schönes Genrebild bleibt und immer noch einen deutlichen allgemeineren Sinn, eine gewisse eigentümliche Kultur, eine mit sich übereinstimmende, wenn auch in keine bestimmte Zeit und keinen Ort zu verlegende Ausprägung menschlichen Lebens darbietet.

Von der modernen 'geschichtlichen' Malerei zu unterscheiden die 'Historien'-, d. h. religiöse Malerei nach Art der Kunst des 14., 15., 16. Jahrh.

§ 68.

Die 'historische' Malerei, die (im Gegensatz zur geschichtlichen) die heiligen 'Historien' als aller Zeit angehörig behandelt, enthält in ihrem Gebiete von Gegenständen alles das, was auch in der geschichtlichen würde darstellbar sein. Vor allen Dingen ist dies ganze Gebiet insofern echt malerisch, als das ganze Alte und Neue Testament fast nur eine stetige Lehre über die Art ist, wie der innere Mensch mit den Zufälligkeiten des äußern Lebens zurechtkommen, sich an ihnen erziehen und für das Ewige verwenden soll.

Gerade in der Erinnerung an diesen Kampf lag aber das Malerische, und wir finden es nicht in den antiken mythologischen Figuren, die bei aller großen Formenschönheit, mit der sie schon das Altertum malte, doch mehr nur eine intensive eigentümliche Lebenskraft, als einen wirklichen geistigen Charakter darstellen. Dagegen bieten Bibel und Legende unzählige Charaktere der individuellsten Art, und zwar solche, deren geistiges Gepräge so allgemein bekannt ist, daß sie für uns völlig die Stelle der Mythologie vertreten, jedoch mit dem weiteren Vorteil, daß die Welt, in der sie lebten, von uns auf das wesentlichste mit unserer eigenen verbun-

den gefühlt wird. Alle Situationen, in denen irgend ein Sittengesetz anwendbar ist, irgend eine Sehnsucht oder irgend ein Leiden sich entwickeln kann, finden in jener Welt ein passendes Beispiel.

Dazu kommen die einfachen und leicht verständlichen, in Gewandung Architektur und Sitte malerisch schönen Kulturformen des Morgenlandes, dazu endlich die Möglichkeit, jede Zeit und jeden Raum in irgend eine leicht erkenntliche Beziehung zu dieser vergangenen Welt und zu ihrer geistigen Fortdauer in der unsrigen zu setzen, so daß schließlich kaum irgend etwas menschlich allgemein Interessantes erdacht werden kann, was nicht vollkommen durch die Figuren der heiligen Geschichte wie durch bekannte Typen einer verwirklichten Idealwelt darstellbar wäre.

§ 69.

Die fernere künstlerische Behandlung dieser Gegenstände läßt wenig allgemeine Regeln zu und wird der speciellen Kritik der Kunstwerke überlassen bleiben müssen.

Im allgemeinen wird Malerei von ihren Mitteln Gebrauch machen müssen. Da ihr also in der Zeichnung und Färbung des Hintergrundes und der Umgebung ein Hülfsmittel gegeben ist, einzelne augenblickliche Stimmungen einer Gestalt in ihrer Abhängigkeit von äußern Erregungen zu motivieren, so wird sie nicht wohlthun, wenn sie anstatt der Stimmung und Handlung nur den stabilen Charakter einer Gestalt darstellt und so in die Aufgabe der Skulptur zurückfällt. Sie wird ferner ihre Handlungen am besten so reich als möglich, ohne sie unverständlich werden zu lassen, gestalten müssen. Denn je mehr die Malerei wirklich zur Nachahmung des vollen Lebens fähig ist, um so mehr wollen wir von ihr nicht bloß den knappen Sinn einer Handlung, sondern auch ihre Resonanz in der Welt, die Art, wie sie von andern empfunden, verschiedenartig beurteilt, überhaupt mit mannigfaltiger Teilnahme aufgenommen wird, mit dargestellt sehen.

Die Malerei begann daher erst ihrer Aufgabe zu genügen, als

sie jene isolierten Bilder auf Goldgrund aufgab und die volle Mannigfaltigkeit der realen Welt als teilnehmende Umgebung um die heiligen Geschichten gruppierte. Nicht alle Handlungen werden diese zahlreiche Umgebung vertragen; aber bei jeder werden wir am Ende wünschen, daß auf irgend eine bescheidenere Art dennoch ihr Zusammenhang mit der wirklichen Welt angedeutet und nicht die handelnden Personen in einen leeren Raum gesetzt werden.

Mit Unrecht würde man deshalb verlangen, keine Figur auf einem Gemälde zu sehn, die nicht zum Sinn der Handlung nötig wäre. Wie man im Gegenteil schon den [notwendigen] Figuren selbst charakteristische Züge giebt, die für die Handlung nicht nötig sind, so ist auch diese scheinbar überflüssige Umgebung unentbehrlich, um die Handlung in die Welt zu rücken, in welcher jedes Ereignis andere zunächst gleichgültige, später vielleicht mit ihm zusammenwirkende neben sich hat.

Die Forderungen an 'Einheit des Bildes' können daher nur insoweit gelten, daß das Hauptinteresse nicht zu gleichen Teilen auf verschiedene zusammenhanglose Handlungen fallen darf. Aber es würde nicht Einfachheit sondern Armut sein, wenn nirgends neben der Haupthandlung sich ein Anblick darböte, der die angeregte Stimmung mit geringerer Stärke unterhielte oder sie auf angemessene Weise beruhigte.

Endlich die formellen Gruppierungsgesetze (pyramidale Gruppierung ꝛc.) werden wir allerdings dem Sinne der Handlung unterordnen müssen, und sie werden denselben Gesichtspunkten zu folgen haben, wie in der Landschaftsmalerei.

H. Lotze, Über Bedingungen der Kunstschönheit, Gött. 1847, S. 29.53. 74 (in den 'Kleinen Schriften' Bd. II S. 227. 249. 267). — E. H. Riegel, Grundriß der bildenden Künste, Hannov. 1865. E. Förster, Vorschule zur Kunstgeschichte, Lpz. 1862. Fr. W. Unger, Perspektive oder Lehre v. d. Abbildung nach Form, Beleuchtung und Farbe, Gött. 1856. G. Schreiber, Malerische Perspektive, Karlsr. 1854. G. Hauck, Die subjektive Perspektive, Stuttg. 1879. — Lionardo da Vinci, Das Buch von der Malerei [hrsg. v. H. Ludwig in d. 'Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik ꝛc.' Bd. 15—18, Wien 1882].

Zwölftes Kapitel.

Dichtkunst.

§ 70.

Die Poesie*) beherrscht alle die Gebiete zugleich, die den frühern Künsten offen standen. Ganz allein aber kommt ihr die vollkommene Herrschaft über die Welt der Ereignisse zu, von deren äußerlichen Formen wohl auch die Malerei einiges, während den innern Zusammenhang nur sie erschöpfend auszudrücken vermag.

Hierin sehen wir daher auch ihre wesentliche Aufgabe. Alles andere (die freie Schönheit der melodiösen Rede, die Schilderungen anschaulicher Gestalten) sind nur Nebenaufgaben oder Mittel der Wirkung. Der Kern aller Poesie liegt in der Darstellung der Bewegung, welche die Teile der Welt nach allgemeinen Gesetzen und nach einem heiligen Plan rastlos mit einander verbindet.

Es kann sich fragen, ob sie hierin bloß naturtreu nachahmen oder idealisieren soll. Aber das letzte wird ihr notwendig, weil sie nie das Ganze der Welt, sondern nur den Sinn und Geist des Ganzen in einem kleinen Bruchstück darzustellen unternehmen kann. In dem begrenzten Gesichtsfelde, das sie so heraushebt, kreuzen sich aber für den einzelnen Beobachter viele Fäden der Ereignisse, von denen nur wenige zum Schluß kommen, manche ohne Anfang und Ende und ohne ersichtliche Beziehung zu den übrigen verlaufen, so daß die Kette von Vorgängen, in deren Zusammenhang und folgerechter Entwickelung sich in der That eines der höchsten Gesetze des Weltplans ausspricht, durch eine große Menge einflußloser Neben-

*) Lessing, Laokoon. Schiller u. Göthe, Briefwechsel ꝛc. A. W. Schlegel, Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst [gehalten zu Berlin 1801—4], Heilbronn 1884. — M. Carriere, Das Wesen und die Formen der Poesie, Lpz. 1854, 2. Aufl. ebd. 1884. Derselbe, Ästhetik. 2 Tle., Lpz. 1859, 3. Aufl. ebd. 1885. R. Gottschall, Poetik, Bresl. 1858, 5. Aufl. ebd. 1882. Wilh. Wackernagel, Poetik, Rhetorik u. Stilistik. Akad. Vorlesungen, herausg. v. L. Sieber, Halle 1873. H. Baumgart, Handbuch der Poetik, Stuttg. 1887.

vorgänge auseinandergehalten wird. Hier besteht das 'Idealisieren' in dem Ausscheiden des Gleichgültigen, des Unvollendeten, Beziehungslosen, in der Konzentration des wirklichen Weltlaufs auf die einzelnen großen Ereigniskreise, in denen innerer Zusammenhang auch für das kleine Gesichtsfeld des Beobachters hervortritt*).

§ 71.

Alle allgemeinen Wissenschaften, Moral Naturphilosophie Geschichte, wenn sie ihren Inhalt in die Feinheit des Details verfolgen wollen, worin seine volle Bedeutung erst zum Vorschein kommt, laufen zuletzt in Poesie aus, d. h. sie können das Wertvollste nur noch darstellen, indem sie nicht mehr nach allgemeinen Kategorien verfahren, sondern eine Schilderung der unzähligen zarten individuellen Verhältnisse geben, in denen die Bedeutung des Einzelnen ruht.

In diesem Sinn allein hat die Poesie den Zweck des Lehrens [§ 35], nämlich das zu lehren, was auf alle andere Weise unausdrückbar ist. Jeder andere didaktische Zweck aber, zu dessen Erfüllung die Wissenschaft ausreicht, führt immer die Poesie über ihre Grenzen hinaus. Sie hat nichts anderes zu thun, als durch eine Darstellung der wirklichen Welt Motive des Nachdenkens und des Gefühls zu geben, aus denen jeder seine Belehrung für sich ziehen mag. Sie wird aber zugleich darauf achten müssen, in der That die wirkliche Welt zu schildern, deren Heiligkeit so groß ist, daß jede Erfindung, die kapriciös Gedanken zusammenstellte, welche in der wirklichen Welt keinen vernünftigen Platz und keinen Zusammenhang mit ihr hätten, nur als eine poesielose Übung geistreicher Virtuosität gelten kann.

---

*) Mit einem seiner Wortspiele hat L. Tieck die 'Dichter' diejenigen genannt, welche das Leben und die Erfahrung verdichten (und hat ihnen entgegengesetzt die 'Dünner'). Das Wortspiel trifft in der That den Kern der Sache. In solcher 'Verdichtung' besteht wirklich der 'dichterische Blick' und das 'Wesen der Poesie'.

§ 72.

Die erste Gattung der Poesie, die erzählende, bewahrt am einfachsten diese Stimmung des Gemüts, die ohne irgend eine besondere Tendenz in der Darstellung der Mannigfaltigkeit der Welt nur diese erhebende und erfrischende Ausweitung des Gemüts sucht, welche uns etwa auf einer Reise anwandelt, wo wir uns an der Buntheit und Unerschöpflichkeit des Daseins erfreun und aus dieser Betrachtung tausend unsagbare Lehren ziehen, ohne einer einzigen besonders nachzujagen.

Am glänzendsten ist diese Stimmung, die Freude an der Objektivität, in dem griechischen Epos hervorgetreten, begünstigt durch eine Eigentümlichkeit der Kultur, die niemals wieder vorgekommen ist. Die griechische Weltauffassung zeigte die Erde als einzigen Mittelpunkt und Aufenthalt des Lebens in der Welt. Zu ihrem Dienst und Schmucke selbst die Götterwelt. Und weder in der Ferne des Raumes lagen für diese Zeit Ahnungen eines Unermeßlichen, noch dehnte sich in der Zeit das Leben zwischen einer Schöpfung und einem Weltgerichte aus. Ohne Fortschritt, ohne Geschichte, ohne Hast und Sehnsucht nach irgend einem Ziel, immer nur sich selbst genießend und mit sich selbst zufrieden floß das Leben, ἀνδρῶν τε ϑεῶν τε, dahin und alle Reflexionen über eine transscendente Bestimmung des ganzen Daseins, die uns so geläufig sind, fehlten dem allgemeinen Bewußtsein jener Zeit ganz.

Zu dieser Stimmung kam die günstige Lage der Kultur: Empfänglichkeit für feine Lebensformen, die doch sowohl im öffentlichen als im Privatleben noch einfach genug waren, um den alltäglichen Handlungen noch einen gewissen religiösen Wert und eine Weihe des Ceremoniells zu lassen, um derentwillen das gewöhnlichste Behaben des Lebens Gegenstand einer poetischen Behandlung werden konnte.

Alle diese Umstände begründen den Charakter einer heiteren Resignation und der Zufriedenheit mit menschlichem Lose, der dem griechischen Epos eigentümlich ist.

§ 73.

Aus allen diesen Gesichtspunkten und aus dem wesentlichen Motive, daß dem Epos die unbefangene Freude an der menschlichen Natur eigen ist, folgern wir zuerst, daß die 'Fabel' nur eine äußerliche Einheit, nämlich eine lückenlose Stetigkeit der Darstellung, wie die Dinge so aus einander gekommen sind, aber nicht eine solche innere, dramatische Einheit verlangt, daß ein Ereigniskreis, in welchem sich ein Schicksal von seinem ersten Grunde bis zur Katastrophe entwickelt, vorgeführt werde.

Es wäre im Gegenteil ungünstig, zum Objekt eine große Katastrophe zu wählen, weil teils die Spannung auf deren Ausgang, teils die Abspannung nach ihrer Erfüllung die ruhige Stimmung stören würde. Vielmehr hat das Epos aus dem vollen menschlichen Leben ein solches Stück zu schöpfen, welches wesentlich nicht anders ist als andere, verschwiegene Stücke*). So, wie das Epos das Leben schildert, muß es immer gewesen sein, und wir müssen den Eindruck haben, daß es auch ins unendliche so fortgehe.

Eben deshalb aber darf die Fabel keine ganz beschränkte Idylle sein, sondern allerdings eine heroische Geschichte, durch welche die Menschheit und selbst die Götterwelt weit und breit aufgeregt und dadurch der Mannigfaltigkeit menschlichen Daseins Gelegenheit zur Äußerung, dem Unbedeutenden und Kleinen aber doch Unentbehrlichen ein bedeutender Mittelpunkt gegeben wird.

Die Charaktere sind aus ähnlichen Gründen alle einfach, klar und durchsichtig, ohne psychologische Tiefe, nicht durch die Schicksale des Lebens, noch durch Reflexion oder absichtliche Erziehung gebildet, sondern ganz naturwüchsig; so daß sie durch alle Schicksale, die sie erleiden, nur zur Äußerung ihres beständigen Charakters, aber nicht zu einem veränderlichen Bildungslaufe gebracht werden.

Die Charaktere werden ferner so gehalten sein, daß sie von der Lage der Umstände sich nur zu den Äußerungen treiben lassen,

*) 'Vixere fortes ante Agamemnona' — 'Non semel Ilios vexata' — 'Non sola arsit adulteri Helene Lacaena' etc. (Horat. Od. IV 9).

die innerhalb der natürlichen menschlichen Entwicklung begründet sind. Alle Tiefe und Leidenschaftlichkeit der Gefühle, alle sinnige Reflexion über die vorhandene Lage ist dem Epos vollkommen erlaubt und keineswegs der bloßen äußerlichen Handlung untergeordnet. Nur darauf muß geachtet werden, daß die Charaktere sich nicht durch die äußern Anlässe zu Reflexionen hinreißen lassen, für welche in diesen nicht hinlänglich Grund ist.

Im Äußern wird die Darstellung vor allem die Gleichförmigkeit einer beruhigten Stimmung durch Vermeidung überraschender Effekte, durch vollständige Motivierung, durch gleich große Ausführlichkeit, durch Gleichartigkeit des Metrum, durch Vermeidung aller lyrischen Ergüsse zu wahren haben. Sie wird selbst durch manche Kunst der Verzögerung, durch die Einschaltung von Gleichnissen, durch die Ruhe, mit der sie sich kurz vor einer Hauptentwicklung der Geschichte mannigfachen Episoden überläßt, die Aufreizung der Stimmung dämpfen und auch hierdurch den Eindruck verstärken, daß alles Einzelne trotz der natürlichen Teilnahme, die es erweckt, doch nichts ist im Vergleich zu dem unermeßlichen Leben, das im Epos, wie von einer großen Höhe herab, in breiten Massen auf einmal übersehen wird.

Wilhelm v. Humboldt, Ästhetische Versuche. Erster Teil: Über Göthe's Hermann u. Dorothea. Braunschweig 1799 [in 'H's Gesammelten Werken' Bd. 4, Berl. 1843]. — W. Wackernagel, Die epische Poesie [im 'Schweizer. Museum für histor. Wissenschaften' Bd. I. II, Frauenf. 1837.38; jetzt auch in d. 'Poetik, Rhetorik u. Stilistik', s. o. zu § 70]. — Fr. Zimmermann, Über den Begriff des Epos. Darmst. 1848.

§ 74.

Die abendländische Poesie hat in ihren größern erzählenden Gedichten das antike Epos nicht erreicht, sondern nur in der kürzern Form der Romanze eine andere Gattung der Erzählung ausgebildet, in der es nicht mehr auf die unbefangene Freude an dem Ganzen des menschlichen Lebens, sondern auf die Darstellung eines einzelnen durch seine eigne Schwere und Bedeutung die Aufmerksamkeit spannenden Ereignisses abgesehn ist. Nur selten

tritt daher in dieser Poesie die motivierende Kleinmalerei des Epos auf. Vielmehr eilt die Darstellung, selbst wesentliche Mittelglieder der Phantasie zu ergänzen überlassend, von einem Hauptpunkt der Geschichte zum andern und rückt so eine Katastrophe mit ihren Vorbereitungen in ein kleines scharfes Bild zusammen.

Aus der Zusammenstellung einzelner solcher Lieder, in denen sich eine zusammengehörige größere derartige Geschichte entwickelt, entsteht ein Äquivalent des Epos, aber doch von ganz anderem Geist. Denn wenngleich einigermaßen auf diese Weise ein allgemeines Kulturbild des menschlichen Lebens in der Darstellung erreicht wird, so geschieht dies doch nie mit der gleichförmigen Ausführlichkeit wie im Epos, sondern das Interesse an der eigentümlichen Bedeutung der Fabel überwiegt bei weitem das an der beständigen Form der Welt, in der sie vorgeht.

§ 75.

Während das Epos fertige Charaktere schildert, ist die eigentümliche Aufgabe des Romans die allmähliche Erziehung bildsamer Gemüter durch die sich kreuzenden Einflüsse einer vielfach verwickelten Lebenslage.

Dem Roman gehören daher notwendig die modernen Geschichten und solche Charaktere, die weder im Guten noch im Schlechten noch im bloß Eigentümlichen unbildsam und starr sich verhalten. Nur der komische Roman würde diese brauchen können, um zu zeigen, wie jede Individualität zu kurz kommt, die sich als fertig betrachtet, während es die Aufgabe des Menschen ist Phantasie genug zu haben, um den Wert der äußern Einflüsse anzuerkennen und in der Bildung des Gemüts sich ihnen zu accomodieren.

Dagegen bedarf der Roman stets eines deutlichen historischen Hintergrundes, damit die Verwicklungen, die den Charakter bilden sollen, als Ereignisse eines wirklichen Weltlaufs erscheinen. Doch werden nie die großen welthistorischen Figuren und Ereignisse selber ein glückliches Hauptobjekt sein. Sie treten besser

in den Hintergrund und lassen den Vordergrund einfacheren menschlichen Charakteren frei, in denen sich die Wirksamkeit und Bedeutung der historischen sammelt und in ihren Nachwirkungen weit besser, als in ihrer direkten Gestalt zur Anschauung kommt.

Anstatt psychologischer Wahrheit verlangen wir vielmehr Klarheit der Charaktere. Denn die erste ist unbeurteilbar, und ein Charakter, dessen Wahrheit sich beweisen ließe, der aber dennoch als einzelne Caprice weit von der Entwicklung des allgemein Menschlichen abläge, würde weder für diese noch für andere Poesie ein richtiger Gegenstand sein.

Die äußere Form des Romans bedarf der Prosa als der einzigen hinlänglich modifikablen Form für die Darstellung von Situationen des verschiedensten Wertes.

Ein Muster des Romans, eines der vortrefflichsten Bücher, voll sprudelnder Poesie, ist Scheffel's Ekkehard. — Wertvoll wegen ihrer tief poetischen Conception Ad. Stifter's Studien, trotz alles Mangelhaften (der widerwärtigen Breite ꝛc.) in der Darstellung.

§ 76.

Ist das Epos eine weite und große Aussicht auf menschliches Leben von einem hohen Standpunkt aus, so ist das lyrische Gedicht der Ausdruck einer Bewegung der Phantasie, durch welche das Gemüt, anfänglich an einen einzelnen beschränkten Standpunkt im Gedränge der Welt gefesselt, nur wenige Bruchstücke der Wirklichkeit übersehend und ungewiß über die Lage seines jetzigen Ortes gegen die große Welt, sich zu einem solchen befreienden erheiternden und erlösenden Standpunkt aufzuschwingen versucht.

Es ist daher immer ein Gelegenheitsgedicht und soll versuchen, die Gemütserschütterung, von der es ausgeht, nicht bloß durch Naturlaute so auszudrücken, wie sie eben empfunden wird, sondern dieses bloß stoffartige Leiden soll sie so interpretieren, daß sein Zusammenhang mit dem Sinn der Welt, seine Beziehung auf die Wirklichkeit und die Berechtigung seines Daseins hervortritt.

Ist also die Stimmung an sich etwa einem gestaltlosen Duft zu vergleichen, so soll die Poesie gleichsam die Gestalt der Blume dazu dichten, die den Duft giebt.

Diese Art der Objektivierung des subjektiv leidenschaftlich Empfundenen ist wenigstens der Höhepunkt der lyrischen Leistung, neben welchem alles übrige nur als eine kleinere Kunstübung erscheint.

§ 77.

Man kann mehrere Gattungen unterscheiden. Zuerst das Lied, das nur von einer allgemeinen Stimmung ausgeht und für diese bloß äußern Ausdruck sucht: jene Gesänge z. B., die für die Geselligkeit mehrerer Individuen bestimmt sind. Daneben steht zweitens das Lied, das von einem einzelnen Umstand ausgehend zunächst eine Situation schildert, die entweder dem menschlichen Leben oder der Natur angehört, und dann dies einzelne Faktum in seine allgemeinere Bedeutung verfolgt, sei es nun um das Resultat in eine Sentenz zusammenzufassen, oder es in einem Gleichnis oder sonst in irgend einer deutlichen Form dem Gemüt verständlich hervortreten zu lassen.

Die Hauptaufgabe wird immer, wie schon erwähnt, darin bestehn, aus der unmittelbaren Stimmung heraus eine Perspektive wenigstens auf eine allgemeine Weltansicht zu eröffnen. In welchen Formen dies geschieht, ist im allgemeinen gleichgültig und unbestimmbar, gewiß aber irrig, einen wesentlichen Vorteil in jener Art der Eleganz und der formellen Korrektheit zu suchen, wie sie besonders von den Römern im Gegensatz zu dem weit poetischeren Sichgehenlassen der Griechen ausgebildet wurde.

Dagegen ist diese Formvollendung für alle Repräsentation im Leben, die, um über das Gewöhnliche hinauszugehn, bei der Poesie Ausdrucksformen sucht, das eigentlich Zukommende. Und jedenfalls dürfen wir diese Art von 'Gelegenheitspoesie' immer auch als eine, wenn auch untergeordnete Kunstübung ansehn, so wie

nicht minder die jetzt oft hart gescholtene reflektierende Poesie, deren Objekte wirklich sehr oft nur in poetischer Form zu behandeln sind.

[1865:] Die lyrische Poesie kann entweder lediglich eine Stimmung oder auch einen Gedanken darstellen wollen. Denn nicht jedes Lied muß eine Sentenz, einen Gedanken enthalten. Tiefe Gefühle nicht bloß durch große Wahrheiten erregbar. Daher jene erste Art der Lyrik nicht für geringer zu achten, als die zweite. Auf großen Gedankenreichtum dürfen wir im lyrischen Gedicht nicht mit Notwendigkeit rechnen. Das lyrische Gedicht kann durch die allereinfachsten Mittel den größten Eindruck hervorbringen.

Eine einfache und eine prächtige Gattung der Lyrik. Letztere schon im Altertum ausgebildet: Pindar und die Chorgesänge der Tragiker. Vollständige Kunstprodukte, selbst in ihrer Zeit vielleicht nicht für alle genießbar, Pindar für uns, wenn wir aufrichtig sein wollen, gar nicht mehr. Präparierte Gemütsstimmung, nicht Darstellung eines naiven, natürlichen Gemütslebens bei ihm (angemessen seinem Zweck: der Verherrlichung feierlicher Situationen). Eine Lyrik, die auch das Tiefste der Wahrheit als poetisches Mittel verwendet, wird immer nur für ihre bestimmte Zeit und bestimmte Personen wirksam sein (Gedankenlyrik, Reflexionspoesie: Schiller — Göthe) . . . . .

Repräsentanten einiger Hauptrichtungen der Lyrik: Pindar, wie schon erwähnt, uns zu fremd, als daß wir ihn wirklich genießen könnten. Ernste feierliche Pracht, begründet durch die Größe der behandelten Situationen. — Eine ganz andre Art von 'Reflexionspoesie' bei Horaz: eine durchaus homogene, vollkommen ausgeführte Bildung des Gefühls; Gewandtheit des Benehmens, Eleganz des Stils und der Betrachtung; nicht sehr tief und leidenschaftlich in die Sachen sich versenkend. Aus kleiner Anekdote heraus wird ein allgemeiner Satz als Lebensregel für viele ähnliche Fälle gewonnen. Diplomaten, z. B. die englischen Staatsmänner, pflegen ihn gern zu citieren. Leidenschaftlichern Naturen ist er zu kühl und gemütlos. — Wieder eine ganz andre Art der 'Gedankenlyrik' bei Schiller: die Vorzüge des Horaz und dabei ein leidenschaftlich tiefer Ton. Immer Begeisterung und lebendiges Werden des Gedankens, nicht die konstante Haltung des Horaz, die mit allem in der Welt fertig wird. Schiller wird mit vielerlei eben nicht fertig, und weiß es. — Göthe: ruhiges einfaches müheloses Ergreifen von Leben und Natur, dabei so herzbewegend wie nichts andres in der Lyrik. — Heine charakterisiert durch zweierlei: eine unbeschreibliche Gedankenarmut und Ausstaffierung derselben durch ein fort und fort wiederkehrendes Kunststück: Affektieren einer tiefen, namentlich wehmütig ernsten Stimmung und dann Vernichten derselben durch ein spöttisches, schmuziges Anhängsel. Dies eine Kunststück kommt immer wieder; und daher ist Heine so leicht nachzuahmen. — Rückert meist längst nicht nach seinem vollen Werte geschätzt. Eigensinniges Anknüpfen an gar zu kleine Kleinigkeiten des Lebens. Aber ein unendlicher Reichtum poetischer Gedanken. Und der erotische Inhalt hat doch einmal eine Variation: R. besingt nicht immer bloß die Braut, sondern auch die Frau und das Leben in der Familie. — Unser deutsches

geistliches Lied. Sehr viel Spreu unter dem Weizen. Das wirklich Gute aber geradezu das Allergroßartigste, was es in der Poesie giebt.

Vergl. auch [1868] ‘Geschichte der Ästhetik in Deutschl.’ S. 643—62.

§ 78.

Das Interesse an dramatischer Darstellung liegt gewiß ganz unbefangen in der Freude an der lebendigen Wirklichkeit, mit welcher diese eine Unzahl feiner und bedeutsamer Züge, die der Erzählung notwendig entgehn, zur Erläuterung des Gesagten hinzufügt; ferner an der Vollständigkeit, mit der sie gleichzeitige Wechselwirkungen, die für die Erzählung auseinanderfallen, zusammenfaßt.

Ebenso ist klar, daß die langsame Charakterbildung (die Aufgabe des Romans), daß ferner die Verhältnisse des Menschen zur Natur und die Schilderung bloßer Situationen sich für diese Poesieform nicht eignen und daß sie ganz naturgemäß ihr Objekt in den Handlungen sucht, die das eine Individuum gegen andere ausübt.

Hierin aber liegen im allgemeinen alle Bedingungen des Drama und jeder Inhalt, der in dieser Form schicklich auftreten kann, hat auch ein Recht dazu. Dagegen die schärferen Forderungen: Einheit des Plans, Verwicklung, Entwicklung und Katastrophe &c., die man jetzt häufig aus Gründen dialektischer Ästhetik glaubt machen zu müssen, gelten nicht dem Drama überhaupt, sondern nur der höchsten Form desselben.

§ 79.

Aus diesem Gesichtspunkt hat das Drama eigentlich weiter nichts zu thun, als für die scenische Darstellbarkeit seines Inhalts zu sorgen. Eine Einheit der Handlung ist nicht das allgemeinste Gebot; auch durch eine Mannigfaltigkeit könnte recht wohl eine allgemeine Stimmung, das Bild einer Zeit oder Situation dramatisch wirksam dargestellt werden.

Aber allerdings bilden sich aus dieser allgemeinen Aufgabe die besonderen Formen der Tragödie und Komödie aus, in

denen nicht mehr ein so allgemeines Bild, sondern eine speciellere sittliche oder metaphysische Idee dargestellt werden soll. Dies nötigt, um die Aufmerksamkeit nicht zu zerstreuen, das Mannigfache zurückzudrängen und es nur noch um einen Hauptkreis der Handlung sich gruppieren zu lassen, in dessen ununterbrochenem Kausalnexus jene Idee deutlich vorliegt.

Dennoch ist jenes Mannigfache nicht zu entbehren. Zur hinlänglichen Lebhaftigkeit, Naturwahrheit und Tiefe des ästhetischen Eindrucks ist es wesentlich, daß ein bedeutungsvolles Schicksal nicht isoliert, wie in einem leeren Raum, abrolle. Es muß eine Umgebung vorhanden sein, die dafür eine Art Resonanz bildet und zeigt, aus welchen Motiven des Zeitgeistes, der allgemeinen Lage, der Bildung ꝛc. das Ereignis selbst hervorgeht; wie es ferner auf die Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere zurückwirkt, von diesen vielfache Beurteilungen erfährt, durch die seine ganze Bedeutung erst klar wird. Man bedarf endlich selbst einer Mehrheit von Figuren, um die erheiternde Gewißheit zu haben, daß neben der Einseitigkeit der dargestellten Hauptcharaktere die menschliche Natur noch unerschöpfliche andere Bildungsfähigkeit besitzt.

In allen diesen Beziehungen steht das antike Drama dem modernen entschieden nach, und ebenso in der Einheit des Raums und der Zeit, die eine teils unnatürliche teils gleichgültige teils schädliche Bedingung der dramatischen Darstellung ist.

§ 80.

Tragödie und Komödie zielen im Grunde auf dasselbe, nämlich darauf, daß es die allgemeine metaphysische Schwäche jeder endlichen Natur ist, zu Schaden zu kommen, sobald sie sich für fähig hält, selbst Vorsehung zu spielen und als gestaltendes, leitendes Princip in den Zusammenhang des Weltlaufs einzugreifen. Nur daß in der Tragödie große und kraftvolle Charaktere mit bedeutsamen Plänen scheitern, durch die großen Gewalten des Weltlaufs zu Grunde gerichtet, während in der Komödie unbedeutende Fi-

guren mit kleinen Intriguen durch die gewöhnlichen Zufälle des Lebens gerichtet werden.

Ein eigentlich moralischer Gesichtspunkt, wenn man nicht diesen dafür nehmen will, liegt der Tragödie nicht zu Grunde; sie hat weder ideale noch moralisch böse Charaktere zu belohnen oder zu bestrafen, sondern auch an dem Bösen interessiert zunächst nur die Kraft, mit der es thätig ist, und ihr Scheitern an der noch größern des Weltlaufs.

Obgleich daher das Drama unserer sittlichen Beurteilung nicht widersprechen darf, so wird es doch etwas andere und zum Teil feinere Gerechtigkeit üben. Charaktere die, im Leben beurteilt, moralisch löblich schienen und nur durch Irrtum zu Grunde gingen, werden hier für den Irrtum (πρῶτον ψεῦδος) verantwortlich gemacht. Denn ihre Schuld liegt in der That darin, daß sie, ihre Endlichkeit vergessend, ihre Überzeugung mit aller Kraft zu verwirklichen suchen.

§ 81.

Von dem Hauptcharakter wird deshalb immer verlangt werden, daß er durch eine eigene Schuld zu Grunde gehe, während nicht nötig ist, daß eine ähnliche Rechenschaft auch von dem Schicksal jeder Nebenfigur gegeben werden könne. Die Poesie darf den Untergang schöner Gemüter auch im Drama in derselben Weise elegisch darstellen, wie überhaupt unser Bedauern auch in Wirklichkeit ihm folgt.

Jene ‘Schuld’ des Hauptcharakters aber braucht aus demselben Grunde nicht im engeren Sinne moralisch zu sein. Vielmehr hat mit Recht das Altertum den einfachen verhängnisvollen Irrtum dem endlichen Subjekt ebenso voll zugerechnet, als die Schuld des Gewissens. Doch wird natürlich die tragische Wirkung gewinnen, wenn eine freie Handlung, eine solche ferner, die nicht durchaus verwerflich sondern in Kollision mit andern Pflichten selbst als Pflicht erscheint, wenn endlich eine große auf das Edle gerich-

tete Kraft gegen das weniger Berechtigte, aber Bestehende zu Grunde geht. Deshalb sind alle reformatorischen Geister Lieblingsgegenstände der Tragödie, denn in allen kommt jene ὕβρις vor, die schon das Altertum ganz richtig als den alle andern umfassenden tragischen Fehler bezeichnete.

Aristoteles, De arte poetica [griechisch u. deutsch von Fr. Susemihl, Lpz. 1865, von Fr. Überweg, Berl. 1869.70 2c. Jac. Bernays, Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Drama. Berlin 1880]. — G. E. Lessing, Hamburg. Dramaturgie, Hamb. 1767—69. A. W. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst u. Litteratur. 3 Tle., Heidelb. 1809—11. Fr. Th. Vischer, Über das Erhabene und Komische, Stuttg. 1837 [und in s. 'Ästhetik' Bd. I S. 221. Bd. III S. 1375]. H. Ulrici, Über Shakespeare's dramatische Kunst, Halle 1830, 3. Aufl. Lpz. 1868. G. G. Gervinus, Shakespeare, Lpz. 1849.50, 4. Aufl. ebd. 1872. G. Rümelin, Shakespeare-Studien [eines Realisten], Stuttgart 1866, 2. Aufl. ebd. 1874. G. Freytag, Die Technik des Dramas, Lpz. 1863, 5. Aufl. ebd. 1886. H. Th. Rötscher, Die Kunst der dramatischen Darstellung. 3 Teile [der 2. u. 3. a. u. d. T.: Cyklus dramatischer Charaktere], Berlin 1841—46, 2. Aufl. Lpzg. 1864. Derselbe, Shakespeare in seinen höchsten Charaktergebilden, Dresden 1864. Derselbe, Entwickelung dramatischer Charaktere aus Lessing's, Schiller's u. Göthe's Werken, Hannover 1869.

§ 82.

Das Komische*) zeigt uns (§ 30.31) eine weitläufigere Analyse überall da, wo eine sich selbst erhaben scheinende und mit dem falschen Bewußtsein ihres Wertes erfüllte Intention auf eine für das Subjekt unschädliche Weise plötzlich und anschaulich durch die kleinen und unbedeutenden Umstände des Lebens, welche der Beobachter leicht voraussieht und deren Voraussicht er deshalb auch von dieser sich selbst hochschätzenden Weisheit verlangt hätte, durchkreuzt und vereitelt wird. Lächerlich erscheinen uns daher auch große Charaktere in den einzelnen Augenblicken, wo ihre Endlichkeit zum Vorschein kommt. Aber die allermeisten Beispiele des Komischen liefern alle die Fälle des unterbrochenen Anstands, in denen eine

*) A. W. Bohtz, Über das Komische und die Komödie. Göttingen 1844. Jac. Mähly, Wesen und Geschichte des Lustspiels. Vorlesungen, Lpz. 1862.

sich in die Formen des Erhabenen, des Feierlichen, des Absichtlichen und Berechnenden einkleidende Thätigkeit plötzlich durch jene kleinen Umstände vernichtet wird. In dieser Hinsicht ist also das Komische allerdings in besonderem Gegensatz zu dem Erhabenen, vorzüglich aber zu dem Pathetischen.

In der Komödie wird es nicht so zu verwenden sein, daß einzelne plötzliche Effekte die Hauptsache bilden. Es kommt hier nicht auf die plötzliche Auflösung einer gespannten Erwartung in nichts an, sondern darauf, daß die kleinliche intrigierende Thätigkeit eines Charakters (passive Figuren sind nie als Hauptpersonen komisch) beständig und überall durch die äußern Umstände aufgehoben wird. Ein großer Teil des Eindrucks liegt hier in der Klarheit, mit der wir beständig den Widerstreit zwischen der Intention und der Lage der Umstände verfolgen können. Im übrigen verlangt die Komödie nicht so individualisierte Charaktere, wie die Tragödie, sondern kann ihren überhaupt nicht so schwer wiegenden Eindruck weit besser als diese auch an allgemeinen typischen Figuren erreichen. Dagegen wird sie immer, wenn sie erfreulich wirken soll, die Geringfügigkeit ihrer Gegenstände durch besonders zierliche und fein ausgeführte Formen vergüten müssen.

Anhang.

Zur Biographie Hermann Lotze's.

Von E. Rehnisch.

A. Hermann Lotze. Nekrolog.
B. Lotze's Abgangszeugnis vom Gymnasium zu Zittau.
C. Lotze's Abgangszeugnis von der Universität Leipzig.
D. Verzeichnis der litterarischen Publikationen Lotze's.
E. Übersicht über Lotze's Lehrthätigkeit an den Universitäten Leipzig, Göttingen und Berlin 1839—1881.

A.

Hermann Lotze.

Nekrolog.*)

I.

Ein Vierteljahr, nachdem Lotze das philosophische Katheder, auf welchem er der unmittelbare Nachfolger Herbarts gewesen, mit demjenigen Hegels vertauscht hatte, ward er der Wirksamkeit, die er auch an der Berliner Universität wieder in erfolgreichster Weise begonnen, durch einen unerwarteten Tod entrissen.

Rudolf Hermann Lotze ist jenem Territorium des deutschen Ostens entsprossen, das G. E. Lessing's und J. G. Fichte's als seiner Söhne sich rühmen darf. Er hat sich der Landsmannschaft dieser Geistesheroen immer herzlich gefreut. Und wie er mit der einen Seite seiner Begabung, der Meisterschaft im Stil und dem Streben, die Dinge natürlich und durchsichtig darzustellen, entkleidet aller steifleinenen Grandezza und Abstrusität, an Lessing erinnert: so hat er, wo er den Kern seiner philosophischen Weltanschauung kurz andeuten

*) Geschrieben im Juli 1881. — National-Zeitung 1881, Nr. 390. 392. 394 [= Morgen-Ausgabe vom 21. 23. 24. August]. Revue philo-

wollte, ausdrücklich auf die Sinnesverwandtschaft mit J. G. Fichte verwiesen, dessen Lehre, 'daß die Aufgabe des Geistes nicht liege in der Erkenntnis eines blinden Seins, sondern im Handeln', die Wahrheit, wenn auch in einer noch der Korrektion und Erweiterung bedürftigen Fassung darbiete.

Geboren am 21. Mai 1817 zu Bautzen, ist Lotze mit seinen Eltern (sein Vater war sächsischer Militärarzt) sehr früh schon nach Zittau gekommen und hat auf dem dortigen Gymnasium dann auch seine Schuljahre verlebt. Die frische energische Persönlichkeit Friedrich Lindemann's an der Spitze, diesem Rektor zur Seite ein Lehrerkollegium, dem u. a. Leop. Imm. Rückert, der nachmalige Professor der Theologie, angehörte, das Wirken der Lehrer unterstützt durch Behörden, die sich für ihr Gymnasium warm interessierten, insbesondere durch den Bürgermeister Dr. Haupt*), den Vater des Philologen, den letzten Repräsentanten jener Selbstherrlichkeit und jenes halb-reichsstädtischen Wesens, das den Oberlausitzer Sechsstädten Jahrhunderte lang eigen gewesen —: es herrschte ein eigenartiges reges frohes gediegenes Leben auf der alten, dem Jahrhundert der Reformation entstammenden Anstalt. Und es konnte der Ausbildung des Einzelnen nur förderlich sein, daß die Schülerzahl eine nur mäßige, meist nur um 100 herum sich bewegende war. Die Schule kann mit Stolz darauf hinweisen, daß sie damals im Lauf weniger Jahre Moritz Haupt, Ernst Apelt (den leider bereits 1859 verstorbenen Jenenser Professor der Philosophie) und Hermann Lotze zu akademischen Studien von sich ausgesandt hat, und daß derjenige, welcher zwanzig Jahre später, und zwar als er sich erholen sollte von anstrengender geistiger Arbeit, in jener eleganten meisterhaften Weise des Sophokles Antigone ins Lateinische übertrug**), ihr Zögling gewesen ist.

Erst siebzehn Jahre alt, bezog Lotze Ostern 1834 die Universität Leipzig, mit einer lebhaften Neigung zu Poesie und Kunst einer-

---

sophique de la France et de l'Etranger, dirigée par Th. Ribot, 1881 Octobre [= Tome XII. p. 321—336].

Lotze starb zu Berlin am 1. Juli 1881, nachdem er eben erst zu Ostern jenes Jahres von der Göttinger an die Berliner Universität übergegangen war. — Er ruht auf dem Albani-Friedhof in Göttingen, neben seiner im März 1875 verstorbenen Gattin.

*) G. Freytag, Bilder aus d. deutsch. Vergangenheit. Bd. 4 S. 322—44.

**) Antigona Sophoclis fabula latinis numeris reddidit Herm. Lotze. Gottingae 1857.

seits, mit dem Gedanken, gleichwie er eines Arztes Sohn war, so auch selber ein Arzt zu werden, anderseits. Und so ließ er sich denn auch als Studenten der Medizin immatrikulieren und hat in den gesetzten Fristen, jedesmal mit Auszeichnung, die für Ärzte im Königreich Sachsen vorgeschriebenen Examina bestanden. 'Studiert Philosophie und Naturwissenschaften' steht aber bereits im 1834er Osterprogramm des Zittauer Gymnasiums vom Abiturienten Lotze zu lesen — aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Brauche gemäß, auf die von dem Abgehenden selber in dieser Form gemachte Angabe hin. Und das gerade ist das Eigenartige und für seine eigene Arbeit an Philosophie so ersprießlich Gewordene bei Lotze: er ist von Haus aus ein von philosophischen Interessen bewegter Geist gewesen; er ist nicht ein Mann der Naturwissenschaft, welcher, nachdem sich seine Anschauungsweise bereits entwickelt hatte, auch an etwelchen philosophischen Problemen Interesse bekam und daran nun auch seinerseits mitzuarbeiten begann. Ebensowenig aber ist er an Naturwissenschaft gekommen, erst nachdem seine philosophischen Überzeugungen bereits definitives Gepräge gewonnen hatten. Er hat nicht, in Philosophie der Hauptsache nach bereits fertig mit sich, nachträglich noch, als irgend ein konkreter Anlaß in philosophischer Arbeit den Mangel der Bekanntschaft mit der Naturforschung ihm fühlbar machte, ein wenn auch noch so reichhaltiges doch, wie die Erfahrung immer wieder zeigt, exoterisch bleibendes, historisches Wissen von den Resultaten der Naturforschung sich angeeignet. Sondern er hat berufsmäßig und in dem Lebensalter, welches dafür das normale und übliche ist, Naturwissenschaft studiert und sich auf diese Weise das, was dem Philosophen betreffs Naturforschung in Wahrheit notthut, erworben: er wußte nicht bloß um die Ergebnisse der Naturforschung, sondern er besaß das unmittelbare Lebensgefühl, die nur durch unmittelbares Erleben gewinnbare Kenntnis davon, wie Naturforschung arbeitet.

Wer sich Lotze denkt und ihn zuerst kennen gelernt hat so, wie er später, etwa um 1860, in der wissenschaftlichen Welt dastand, den frappiert es, wenn er zum ersten Male vernimmt, daß es nicht die gerade in Leipzig bereits in den Jahren, in welchen Lotze dort seine Studien machte, durch Drobisch und Hartenstein in so gediegener Weise vertretene realistische Richtung gewesen ist, durch welche Lotze in die Philosophie eingeführt ward. Allein das, was ihn zuerst zur Philosophie führte, stand mit Medizin und Naturwissenschaft in keiner Verbindung; es war etwas dazu vollständig Disparates: jenes lebhafte Interesse an Poesie und Kunst nämlich, welches er schon zur

Universität mitbrachte. Von hier aus hat es ihn zuerst zur Ästhetik (dieselbe ist ja auch fort und fort ein Lieblingsgebiet seines Nachdenkens geblieben) und zu der idealistischen Richtung der neueren deutschen Philosophie, zu dem großen Kreise jener Ansichten getrieben, die durch Fichte, Schelling und Hegel sich mehr zu einer charakteristischen Art der Bildung überhaupt, als zu einem geschlossenen Lehrsystem entwickelt hatten; und Chr. Herm. Weiße ist sein Lehrer gewesen. Mit dankbarster Erinnerung an 'diese schöne jugendlichere Zeit' hat Lotze zwanzig Jahre später (Streitschriften, Leipzig 1857, Seite 5 ff.) hierüber sich ausgesprochen und ausdrücklich erklärt, daß, wenn er irgend eine entscheidende und in ihren Erfolgen ihm stets lieb gebliebene Einwirkung erwähnen solle, die ihm zu teil geworden, dies der Unterricht seines vortrefflichen Lehrers und Freundes Weiße sei, dem er nicht nur der Anregungen auf weiteren Gebieten gar viele, sondern auch den positiveren Gewinn verdanke, über einen engern Kreis von Gedanken so belehrt und in ihm befestigt worden zu sein (er hat dabei zweifelsohne einen Komplex ästhetischer und religionsphilosophischer Überzeugungen im Sinn), daß er diesen wieder aufzugeben weder eine Veranlassung außer sich, noch einen Trieb in sich gefühlt habe. — Betreffs eines andern, großen Teils der Hegel'schen Ansichten freilich und nicht minder betreffs des Ganzen derselben in der Form, die ihnen gegeben war, führten die für den angehenden Mediziner selbstverständlichen und obligatorischen naturwissenschaftlichen Studien dann sehr bald und ohne Umschweife die Einsicht in seine völlige Unhaltbarkeit bei Lotze herbei. Und gerade diese grundlegenden Disciplinen des medizinischen Studiums traten durch E. H. Weber, A. W. Volkmann, G. Th. Fechner &c. in ausgezeichneter Vertretung an ihn heran (von seinen Lehrern in der praktischen Heilwissenschaft pflegte er nach Jahrzehnten noch insbesondere Clarus mit dankbarer Erinnerung zu nennen). Für Lotze's Anschauungen und Begriffe von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit wurden Mathematik und Physik das Maßgebende. Die Überzeugung drängte sich ihm auf, daß die idealistische Philosophie so, wie sie vorliege, nicht den Charakter einer Wissenschaft habe, sondern weit mehr den eines Gedichts, einer poetischen Produktion, einer Romanschreiberei in abstrakten Begriffen. Es ward ihm mehr und mehr selbstverständlich, daß eine philosophische Weltanschauung, die uns befriedigen solle, nicht die glorwürdigste Errungenschaft moderner wissenschaftlicher Arbeit, mathematisch-physikalische Welterklärung und ihre Erfolge en bagatelle behandeln und, ohne sie nur zu kennen, gering-

schätzig beiseite schieben dürfe. Man versteht, wie da mehr und mehr jene imposante Gestalt, welche Philosophie, Mathematik und Naturforschung gleichmäßig mit großartigen Konzeptionen und genialen Entdeckungen bereichernd, am Eingang moderner deutscher Wissenschaft steht, wie Leibniz der Philosoph wurde, zu dem sich Lotze hingezogen fühlte und in dessen Studium seine eigene Weltanschauung Gestalt gewann.

Von diesen Anfängen aus ist Lotze zu der Stellung innerhalb der philosophischen Parteien gekommen, die er um die Mitte der 1850er Jahre einnahm, als er in den 'Streitschriften' über den Gang seiner geistigen Entwicklung sich aussprach: nahestehend der realistischen Richtung der deutschen Philosophie, befreundet den Häuptern der dieselbe vertretenden Herbart'schen Schule, von vielen geradezu für einen Herbartianer gehalten. In Wahrheit hat Lotze weder in der Herbart'schen Schule gelernt, noch hat er inhaltlich die Herbart eigentümlichen Lehren sich anzueignen vermocht. Wohl aber ist er stets voll der unbedingtesten Anerkennung der methodischen und didaktischen Verdienste Herbart's gewesen. Er hat es stets als den hohen unsterblichen Ruhm Herbart's und seiner Schule bezeichnet: der deutschen Philosophie, nachdem ihr in der Schelling-Hegel'schen Schule der Charakter einer Wissenschaft immer mehr abhanden gekommen, wieder Zucht und Ordnung gelehrt und insbesondere die Überzeugung zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß sie vor allen Dingen wissenschaftliche Untersuchung sein müsse. Denn Philosophie beginnt nicht mit dem Besitze der Wahrheit, sondern mit Zweifeln, Unklarheiten und Widersprüchen, die das menschliche Gemüt bedrücken und Lösung erheischen. Es sei daher zweierlei ganz ausdrücklich zu scheiden: die Untersuchung, welche die Wahrheit erst gewinnen will, und die Darstellung, welche die gewonnene Wahrheit alsdann in systematische Form ordne. Daher würde der Idealismus, selbst wenn er sachlich vollständig Recht hätte, doch eben methodisch nicht zu billigen sein. Woher weiß er das alles, was er sagt; was ist der zureichende Grund für die Behauptungen, mit denen er gleich so ohne weiteres beginnt? In dieser Weise, mit dem Einen absoluten Weltgrunde und seiner Entwicklung, gleich zu beginnen: das möchte vielleicht der rechte Anfang sein, wenn wir Götter wären; nicht aber, da wir endliche Wesen sind, die nicht im schöpferischen Mittelpunkte der Welt stehen, sondern excentrisch, im Wirrwarr einzelner Folgen desselben. — In diesem Halten auf Wissenschaftlichkeit in Philosophie, in dem Dringen darauf, daß Philosophie Wissenschaft sein und immer mehr werden müsse, hat sich Lotze mit Herbart und seiner Schule durchaus einig gefühlt.

II.

Lotze's Studien waren von raschem und glänzendem Erfolge gekrönt. Am 1. März 1838 erwarb er den philosophischen, am 17. Juli desselben Jahres den medizinischen Doktorgrad; Dissertation: De futurae biologiae principiis philosophicis — ein für seine nachmalige Arbeit in der Wissenschaft bereits ungemein charakteristisches Thema. Nach einem kurzen Aufenthalte in Zittau, der mehr noch, als der Ausübung der ärztlichen Praxis, der Vorbereitung auf die akademische Laufbahn gewidmet war, kehrte er nach Leipzig zurück und habilitierte sich im Herbst 1839 in der medizinischen, einige Monate darauf auch in der philosophischen Fakultät. Bereits zu Weihnachten 1842 konnte er seiner Braut, einer Tochter des Reibersdorfer Pfarrhauses, in welchem er in der Zwischenzeit zwischen Promotion und Habilitation heimisch geworden, das Ministerial-Dekret unter den Christbaum mitbringen, das ihn (infolge von Verhandlungen, die von Dorpat aus wegen Übernahme einer Professur an der dortigen Universität mit ihm angeknüpft worden waren) zum außerordentlichen Professor der Philosophie in Leipzig ernannte. Und Ostern 1844 ward er, auf Anregung Rud. Wagners des Physiologen, nach Göttingen auf den durch Herbarts Tod seit dritthalb Jahren erledigten Lehrstuhl berufen.

Ein Reüssieren in der akademischen Laufbahn, wie es rascher kaum denkbar ist! Doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dieser Lebensgang nicht in jeder Beziehung für Lotze's wissenschaftliche Arbeit von Vorteil gewesen ist. Wenn man z. B. Lotze's Darstellung der Logik vom Jahre 1874 mit derjenigen Sigwart's vergleicht, so wird man keinen Augenblick anstehen, anzuerkennen, daß Lotze's Darstellung eine reiche Fülle feiner zutreffender einzelner Bemerkungen (deren Richtigkeit zunächst nur noch mitunter durch zu große Weite der Fassung beeinträchtigt wird) vor Sigwart voraus hat; der Bau als Ganzes, die Gestaltung zu einem Ganzen hingegen befriedigt bei Sigwart mehr, als bei Lotze. Und nicht bloß in diesem Falle ist, bei voller Anerkennung der stilistischen Eleganz und der Meisterschaft in der Darlegung des Details, geklagt worden über die Schwerverständlichkeit des Ganzen Lotze'scher Schriften. Man muß eben beachten: Lotze ist sehr jung, ebensowohl als Schriftsteller, wie als akademischer Lehrer mit Gesamtdarstellungen philosophischer Disciplinen aufgetreten; kaum vierundzwanzigjährig, publizierte er (Leipzig 1841) eine Darstellung der Metaphysik, sechsundzwanzigjährig (Leipzig 1843) eine der Logik; er war siebenundzwanzig Jahr, als

mit seiner Berufung nach Göttingen die amtliche Verpflichtung an ihn herantrat, nolens volens alle möglichen Disciplinen der Philosophie, immer zwei, drei neben einander, vorzutragen. Das alles in einem Lebensalter also, wo er der Natur der Sache nach und seiner eigenen Äußerung gemäß (in seinen Vorlesungen über Metaphysik z. B. hat er mit der betreffenden Erklärung noch in der ersten Hälfte der 1860er Jahre nicht hintangehalten) mit seinen eigenen Ansichten noch nicht fertig war und noch nicht abgeschlossen haben konnte. Da hat er sich geholfen so, wie es nach Lage der Dinge eben möglich war: er nahm kurzer Hand, ohne weitere Vorprüfung, die im wesentlichen Gemeingut gewordene oder, wo es eine solche nicht gab, die in der Herbart'schen (als der in allem Derartigen zuverlässigsten) Schule übliche systematische Anlage und Einteilung der betreffenden Disciplin und behandelte die damit gegebenen Themata in der damit gegebenen Reihenfolge; öfters in der Weise, daß er, Lehrstück für Lehrstück, die verschiedenen zur betreffenden Zeit einander gegenüberstehenden und die Wissenschaft bewegenden Ansichten darlegte, insbesondere also die Fichte-Schelling-Hegel'schen auf der einen, die Herbart'schen auf der anderen Seite; eigene Anschauungen ließen sich hierbei ungesucht, auch wenn sie noch nicht durchgängig definitiv sich fixiert hatten, in der Form einer Kritik jener Lehren, resp. von Ergänzungen und Zusätzen zu ihnen zum Ausdrucke bringen. Aber nicht gelehrtes historisches Wissen in Sachen des und des Lehrstücks zu erzeugen, sondern zu Wahrheit und Einsicht, zur richtigen und adäquaten Meinung über den und den Gegenstand zu führen lag Lotze im Sinn und sah er für seine Aufgabe an. Für diesen Zweck konnte augenscheinlich namentlich die zuletzt angedeutete Form der Belehrung ursprünglich nur eben als ein vorläufiger Notbehelf von Lotze gemeint sein. Mehr und mehr aber ward sie überall dort, wo er nun einmal zu ihr gegriffen, ihm zur Gewohnheit. Zudem würde die Umgestaltung der betreffenden Gedankengänge ein Unternehmen geworden sein, welches mehr Zeit erfordert hätte, als Lotze zu Gebot stand, wenn er nun einmal, wie er leider gethan, hinsichtlich der Einrichtung seiner amtlichen Thätigkeit bestehendem Vorurteile sich anbequemen und fügen wollte.

Daher also zunächst die Eigenheit, die sich recht deutlich z. B. bei gewissen Partien seiner Metaphysik bemerkbar macht: daß er, um seinen Hörer oder Leser zu einer bestimmten Anschauung und Überzeugung zu bringen, nicht geradeswegs darauf ausgeht, eben diese Anschauung in ihm zu erzeugen, sondern daß er ihn zunächst zu der betreffenden Doktrin Herbart's oder Hegel's hinführt und dann darauf

aufmerksam macht, was an diesem Gedankengebilde noch unbefriedigend und fehlerhaft sei, worin sich mithin das richtige Gedankengebilde von diesem vorliegenden unterscheiden müsse. Daß diese Art der Darstellung und Mitteilung dem Leser oder Hörer mitunter Schwierigkeiten zumutet, die ihm erspart werden könnten, läßt sich z. B. angesichts der ontologischen Partie von Lotze's Metaphysik nicht in Abrede stellen.

Die Manier, die vorhandene Systematik philosophischer Disciplinen kurzweg beizubehalten, brachte aber noch etwas anderes mit sich, und auch das tritt u. a. gerade bei den ontologischen Expositionen Lotze's zu Tage. Jene herkömmlichen Schemata der Einteilung und Anordnung in den philosophischen Disciplinen sind nicht von der Richtigkeit oder doch Unschädlichkeit, auf welche Lotze gerechnet; sich ihrer zu bedienen ist kein so harmloses Beginnen, wie Lotze gemeint hat. Jedes solche Schema für die Veranlagung einer wissenschaftlichen Disciplin involviert eine gewisse Aufgabenformulierung. Eines solchen herkömmlichen Schemas sich bedienen heißt die herkömmliche Aufgabenstellung für richtig anerkennen. Es heißt: erklären, die traditionelle Skizze für das Gebäude, der Riß, sei in Ordnung; man führe nur nun den Bau demgemäß in der That aus; so werde man haben, was man bedürfe. Solche Korrektheit wohnt nun aber der üblichen Systematik der philosophischen Disciplinen, der üblichen Art ihrer Veranlagung in Wahrheit nicht inne. Diese Systematik ist vielmehr den Anschauungsweisen entflossen, die gerade schuld daran sind, daß wir in den Unklarheiten, Zweifeln und Widersprüchen uns befangen fühlen, aus denen uns zu befreien eben die Aufgabe der Philosophie ist. Man ermißt, ohne welche Folgen es nicht abgehen kann, wenn ein der Wahrheit unvergleichlich viel besser auf die Spur gekommener Geist seine Betrachtungen nun doch auf und in derartiger Systematik aufbaut: Inhalt und Form sind nicht immer mit, sondern nur zu oft wider einander, und das eine Mal erweist sich jener mächtiger als diese, das andere Mal wird umgekehrt jener von dieser vergewaltigt. Dort sind wir dann bei der Wahrnehmung verwundert, daß die Anschauungsweise, zu der uns zu bringen das Ziel der ganzen Darlegung ist, die Systematik, den formellen Zuschnitt, in dem sich die Darlegung bewegt, doch eigentlich gar nicht verträgt, daß dieser im Licht jener als unrichtig erscheint. Hier dagegen ist dann die Korrektheit von Gedankengängen, die an sich nicht freudig genug begrüßt werden können und unbedingt eine Bereicherung und Vervollkommnung der Wissenschaft sind, bis an die Wurzel dadurch beeinträchtigt, daß sie durchaus in einen Rahmen sich einfügen sollen, der in Wahrheit keinen Raum für sie hat.

Wie wir aber schon vorhin berührten, darf man nicht außer Acht lassen, daß betreffs eigener selbständiger Arbeit an seiner Wissenschaft auf unsern deutschen Universitäten der Professor der Philosophie weit ungünstiger daran ist, als die meisten seiner Kollegen, — wenn man in der Beurteilung der im Vorstehenden angedeuteten Eigenheiten Lotze'scher Produktionen, und noch mehr, wenn man gegen den Autor dieser Produktionen nicht ungerecht werden will. Man muß sich vergegenwärtigen, daß im Bereich der Philosophie auf unseren Universitäten noch eine Betriebsweise üblich ist, respektive gefordert wird, welche die anderen Wissenschaften fast ausnahmslos längst überwunden haben. Wenn man den akademischen Lehrern der Jurisprudenz zumuten wollte, ein jeder von ihnen solle über alle der Rechtswissenschaft angehörigen Fächer lesen, so würde man gefragt werden, ob man denn von vor hundert Jahren her sei. Oder wenn man einem Historiker ansänne, mittlere alte und neue Geschichte nebst dem, was an Geographie erforderlich sei, könne er doch versorgen, so würde er sich wahrscheinlich erkundigen, ob man ihn für einen Gymnasiallehrer halte. Und wer Vertretern der beschreibenden Naturwissenschaft die Anschauung offerierte, für Zoologie Botanik Mineralogie Geologie zusammen sei doch Einer genug, der trüge ohne Zweifel die Erwiderung davon: augenscheinlich spreche er von Sachen, von denen er nichts verstehe. Eine solche Extension der Berufsverpflichtung aber, ein solcher Mangel an Arbeitsteilung, wie man sie in allen diesen Fällen für den offenbaren Ruin überhaupt der Möglichkeit einer wahrhaft wissenschaftlichen Vertretung des Faches ansehen würde: bei dem akademischen Vertreter der Philosophie hält man sie allseitig für selbstverständlich und unschwer prästabel. Und der Professor der Philosophie ist in Wahrheit nicht daran, wie sonst heutzutage (nehme man die mathematisch-naturwissenschaftlichen, nehme man die historisch-philologischen Disciplinen) der akademische Vertreter des Fachs, sondern wie da heutzutage häufig kaum mehr der Gymnasiallehrer daran ist.

Der Hinweis darauf, daß frühere Generationen solche Extension akademischer Berufsthätigkeit unbeanstandet prästiert und über dieselbe ganz anders gedacht haben, daß sie ihnen als ein Ruhm und das Maß der wissenschaftlichen Kapacität deß, der sie zu prästieren vermochte, gegolten, ist ebenso beliebt als seinem Inhalt nach historisch richtig. Ehedem hat man freilich über all dergleichen ganz allgemein, nicht bloß im Bereich der Philosophie, anders gedacht. Es war in den Zeiten, denen die Wissenschaft als etwas Vollendetes, von der Vor-

zeit fertig Überkommenes erschien. Diese Anschauungsweise ist uns aber auf den meisten Wissensgebieten längst abhanden gekommen, bekanntermaßen (die Existenz der modernen Naturforschung ist davon das beredteste Zeugnis) nicht zum Schaden der betreffenden Wissensgebiete. Die Wissenschaft ist für uns nicht etwas schon fertig Vorhandenes mehr, sondern etwas zum guten Teil erst noch zu Erzeugendes. Unbegreiflich erscheint es da aber, warum, insbesondere in ihrer Existenz als deutscher Universitäts-Disciplin, gerade die Philosophie der Konsequenzen dieser modernen Sinnesart nicht teilhaft werden soll. Die Philosophie gehört am allerwenigsten zu den Zweigen der Wissenschaft, in denen man sich mit dem ruhigen Weitertradieren des schon Vorhandenen begnügen, in denen man ruhig von den Renten des von früheren Generationen Kapitalisierten weiter leben könnte. Das Mühen mit den Schwierigkeiten, denen Philosophie abhelfen soll, ist freilich Jahrtausende alt. Und an Stoff für historisches Wissen von solchem Bemühen, von beredtem Preisen, wie herrlich die Wahrheit sein werde, wenn man erst einmal zu ihrem Besitze gekommen, von bewundernswürdigen Ergüssen himmelstürmenden Dranges, der in allem vorhandenen Wissen nicht Genüge zu finden vermag, ist keinerlei Mangel. Aber daß die wirkliche Erledigung jener Schwierigkeiten nur überhaupt die Gestalt einer korrekt veranlagten planmäßigen wissenschaftlichen Forschung bekommen, ist ein Erfolg modernen Datums und selbst das ein Unternehmen, bei dem noch mancherlei im Rückstande ist. Nirgends ist daher die moderne Sinnesart, der die Wissenschaft nicht etwas schon Vorhandenes, schon Fertiges, sondern etwas zum guten Teil erst noch zu Schaffendes ist, so sehr am Ort, als in der Philosophie. Und doch hat auf unsern Universitäten der Betrieb und die ganze Existenz des betreffenden Wissenszweiges nirgends in höherem Grade eine Form konserviert, die nur aus jener unserm Jahrhundert fremd gewordenen mittelalterlich-scholastischen Sinnesart heraus naturgemäß schien, der alle Wissenschaft etwas bereits fertig Vorhandenes war, — als im Bereich der Philosophie. Keinem andern Zweige der Wissenschaft wäre jene Art der Pflege, die z. B. den Naturwissenschaften so trefflich bekommen und auf welche bei ihnen (aber nicht bloß bei ihnen; Geschichte z. B. ist bekanntlich nicht minder glücklich daran) auch der Betrieb und die ganze Weise ihres Daseins auf unseren Universitäten schon längst eingerichtet ist, so sehr von nöten als der Philosophie. In keinem anderen Zweige ist mehr zu wünschen, daß auch in ihm diejenigen, welchen an unseren Universitäten seine Pflege von Berufswegen obliegt, auch die Thä-

tigkeit des 'Fabrikanten', um mit Gustav Freytag zu reden, nicht allein die des 'Kaufmanns' entfalten, nicht allein Ware weiter zu begeben, sondern vor allen Dingen wirkliche Werte zunächst einmal überhaupt erst zu schaffen für ihre Aufgabe ansehen. Und doch ist in keinem anderen Zweige der Wissenschaft auf unseren deutschen Hochschulen ein Betrieb üblich geblieben, der die Möglichkeit umfassender eigener wissenschaftlicher Forschung so sehr verkümmert, als gerade in der Philosophie.

Daß solche Zustände und Verhältnisse nicht im Sinn eines Mannes sein konnten, der wie Lotze sich seine Anschauungen von Wissenschaft und Betrieb einer Wissenschaft an Mathematik und Naturforschung gebildet und sich in fortwährendem Kontakt mit all jenen Koryphäen dieser Wissensgebiete befand, deren Kollege an der Georgia Augusta er war, liegt auf der Hand. Man muß es lebhaft bedauern, ebensowohl beim Gedanken an seine Person, als im Interesse der Sache, daß er sich in der Einrichtung seiner amtlichen Berufsthätigkeit landläufigen, Verhältnissen von vor hundert Jahren entsprechenden Anschauungen anbequemt hat, anstatt sein Ansehen in die Wagschale zu werfen für eine wissenschaftlich würdigere und dem in andern akademischen Disciplinen längst für selbstverständlich Geltenden konformere Gestaltung dieser Dinge. Die thatsächliche Gestaltung dieser Dinge aber muß man sich vergegenwärtigen und in Rechnung stellen, wenn man das persönliche Verdienst der auf Fortbildung und Erweiterung der Wissenschaft gerichteten Thätigkeit schätzen will, die Lotze trotz all dem in so glorreicher Weise entfaltet hat. Nur durch die aufreibendste Lebensweise, durch übertriebene Anstrengung, fortwährendes Aufsspielsetzen von Gesundheit und Leben ist das möglich geworden. Man weiß im Kreise der Göttinger Freunde Lotze's davon zu erzählen, was er sich in dieser Hinsicht insbesondere in jenem Jahrzehnt zugemutet hat, in welchem er seinen 'Mikrokosmus' geschaffen. Und wer jetzt dieses köstlichen Werkes sich freut, der möge dankbar auch des Mannes gedenken, der damals mit all seinem reichen ärztlichen Wissen und Können bei Tag und Nacht über Lotze's Gesundheit gewacht und sich's treulich verdient hat, einer und zwar der erste der beiden zu sein, denen Lotze das Werk zueignete: Wilhelm Baum.

III.

'Die Thätigkeit, welche neue Werte schafft', wir rekurrierten bereits auf das Freytag'sche Dictum vom Fabrikant und vom Kaufmann im weitesten Sinne des Wortes, 'gilt überall in der Welt für die

aristokratische'. Lotze hat diese aristokratische Art, seinen Beruf zu betreiben, sich nicht nehmen lassen mögen, und sollte er sie mit seinem Herzblut bezahlen.

Nach den beiden schon oben erwähnten frühzeitigen Darstellungen der Metaphysik und der Logik, und zum Teil schon neben denselben hat Lotze's litterarische Produktion zunächst eine Reihe von Jahren der Absicht gegolten, von seiten philosophischer Betrachtung dem medizinischen Studium nützlich zu sein; einerseits damit, daß er an Stelle ebensowohl der durch die Schelling'sche Naturphilosophie Mode gewordenen, als der von Alters her überkommenen wissenschaftlich unbrauchbaren oder vollständig verkehrten Vorstellungen auch bei Betrachtung des Geschehens im lebendigen Organismus durchgängig die Auffassungsweise der modernen Physik einbürgern half; anderseits damit, daß er auf den Grenzgebieten der Physiologie und Psychologie, in Sachen des Problems der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele die medizinischen Kreise einer unbefangenen und wahrhaft wissenschaftlichen Auffassung zugänglich zu machen bestrebt war. Es ist hier zunächst zu nennen das Werk 'Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften' (Leipzig 1842, 2. Aufl. 1848). Es gehören hierher weiter Lotze's Beiträge zu Rud. Wagner's Handwörterbuch der Physiologie; neben dem Artikel über 'Leben. Lebenskraft' (1843), der historische Berühmtheit erlangt hat, sei namentlich auch noch des über 'Seele und Seelenleben' (1846) gedacht, der in erstmaliger Skizze und der fast immer nur einer solchen eigenen Frische vieles von den allgemeinen Anschauungen berührt, welche Lotze nachher weiter ausgeführt hat. Es gehören hierher ferner die beiden Schriften 'Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens' (Lpz. 1851) und 'Medizinische Psychologie oder Physiologie der Seele' (Lpz. 1852).

Nach Vollendung dieser Darstellungen ist Lotze's wissenschaftliche Arbeit dann bis gegen die Mitte der 1860er Jahre der Schöpfung seines Hauptwerkes, des Mikrokosmus, gewidmet gewesen. Ein Werk so ganz zur rechten Stunde! Gerade als die materialistische Sinnesart in allen geistig regsamen Kreisen Hochwasser hatte, als ihre Anhänger (sich brüstend damit und pochend darauf, daß die von ihnen verkündete Lehre auf dem granitnen Unterbau der Naturforschung ruhe, mit dieser stehe und nur mit dieser zu Fall gebracht werden könne) auch in der Wissenschaft auf allen Gebieten die Geister terrorisierten, hat Lotze auf eine dem Inhalt wie der sprachlichen Form nach klassische Weise nicht bloß den Fachkreisen, sondern der ganzen gebildeten Welt vor Augen gelegt, daß der Materialismus bedauerlicher-

weise ja freilich zur Zeit die persönliche Sinnesart einer nicht geringen Zahl von Naturforschern, aber nicht die Philosophie der Naturforschung sei; daß im Lichte der Naturforschung all jene Dinge, welche die conditio sine qua non aller wahrhaft menschenwürdigen Lebensgestaltung sind, ohne welche alle religiöse ethische rechtliche Beurteilung menschlichen Thuns und Daseins hinfällig wird, — daß Existenz der Seele, Dasein Gottes, Freiheit des Willens nicht zu Ammenmärchen und Hirngespinst, nicht zu Produkten altfränkischer bäurischer Einfalt und pfäffischer Schlauheit geworden. Das war ein Gegner, wie ihn die Apostel des Materialismus nicht gewohnt waren. Den konnten sie nicht, wie sie liebten, dadurch zu diskreditieren versuchen, daß sie ihm Sachkenntnis absprachen: hatten sie sich doch selber, kurzsichtig genug, seit Jahren nur allzu oft auf ihn als kompetenten Richter berufen. Der stand dieser ganzen modernen Geistesrichtung, der Naturforschung, nicht innerlich fremd gegenüber, als etwas ihm Unsympathischem, mit einem wenn auch möglichst verborgenen Grauen vor ihr. Im Gegenteil: der ganze Stolz an dieser glänzendsten wissenschaftlichen Errungenschaft der modernen Zeit, die volle herzliche Freude am naturwissenschaftlichen Fortschritt, das begeisterte Hochhalten der Entdeckung von Neuem, wie es nur eben die Träger der Naturforschung selber empfanden, fand hier die bereitwilligste Zustimmung und den beredtesten Interpreten. Zu der Gediegenheit des Inhalts des Werkes kam die meisterhafte Diktion, die edle elegante in nichts mehr die Mühe der Gedankenarbeit, in welcher der Inhalt errungen, verratende Sprache. In keinem andern Werk gelangen alle Seiten von Lotze's Begabung so voll und ungeschmälert zur Geltung, wie eben in diesem.

Daß der Bann gebrochen, der Zauber gelöst wurde, in dem der Materialismus die Zeitgenossen befangen hielt, war ein Effekt des Mikrokosmus; aber der Mikrokosmus ist keine von den Schriften, die darin aufgingen und ad hoc geschrieben worden sind, gegen den Materialismus zu polemisieren. Wie Lotze ausdrücklich bekannt hat in den Notizen, die, um über sein Werk zu orientieren, zu der Zeit, als die ersten beiden Bände des Mikrokosmus ins Publikum kamen, die Göttinger gelehrten Anzeigen brachten (1856 S. 1977 ff., 1857 S. 513 ff., 1859 S. 73 ff.), gelangte im Mikrokosmus ein Unternehmen zur Ausführung, mit dem sich Lotze früh schon getragen, augenscheinlich früher bereits, als wie der Materialismus um die Mitte unseres Jahrhunderts die wissenschaftliche Tagesfrage aller geistig regsamen Kreise ward. Und wenn wir uns neben dieser Notiz der einleitenden Worte entsinnen, mit denen der Mikrokosmus beginnt, von

dem alten nie geschlichteten Zwist zwischen den hohen Träumen des menschlichen Herzens, die den Zusammenhang der Welt anders und schöner gestaltet wissen möchten, und der unerbittlichen Wissenschaft; von der ängstlichen Furcht, vor dem unaufhaltsamen Fortschritt der Wissenschaft alle Poesie und Lebendigkeit aus der Welt verschwinden zu sehen: so läßt sich wohl unschwer erraten, daß der erste Gedanke zu solch einem Werk, wie es nun in dem Mikrokosmus seine Ausführung fand, bereits dem Leipziger Studenten vorgeschwebt haben mag, als er mit Weiße Ästhetik trieb und Weber's Physiologie und Fechner's Physik immer mächtiger und unaufhaltsamer in seinen Gedanken ihr Recht verlangten. Der Überzeugung, welche er sich in den hieraus in seiner Gedankenwelt damals für ihn sich ergebenden Konflikten errungen, hat er, unserm Zeitalter zum Segen und sich zum unsterblichen Ruhme, im 'Mikrokosmus' einen so beredten und wirksamen Ausdruck gegeben.

Man kann es am wenigsten einem Zeitalter verargen, das in Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit glorreiche Fortschritte gemacht hat, wenn es stolz auf seine Wissenschaft ist. Und ohne Zweifel wird überall da, wo Wissenschaft über einen bestimmten Gegenstand in einer bestimmten Hinsicht etwas ausgemacht hat, ihr Ausspruch den Vorzug verdienen vor all dem individuellen Erachten und vor-, resp. außerwissenschaftlichen Meinen, was über den betreffenden Gegenstand in der fraglichen Hinsicht existiert. Zugleich aber gilt es, jene moderne Sinnesart wirksam werden zu lassen, daß die Wissenschaft nicht etwas vollständig Fertiges, sondern etwas zum guten Teil erst noch zu Erzeugendes ist. Es pflegen kleine bescheidene Anfänge zu sein, aus denen die Wissenschaft sich entwickelt. Nicht immer ist es das Wichtigste und Bedeutendste, was sich der wissenschaftlichen Arbeit zuerst oder überhaupt zugänglich erweist. Fast nie ist, wenn überhaupt etwas an einem Gegenstand der Wissenschaft zugänglich wird, damit der Gegenstand nach allen Seiten erschöpft. Vieles von dem, was dem Leben längst bekannt war, verschwindet aus dem Gesichtskreis der sich entwickelnden Wissenschaft, weil sie mit ihm nichts zu machen vermag; anderes, was ihrer Arbeit ausgiebig zugänglich ist, tritt mit übergewichtigem Wert für sie in den Vordergrund. Da gilt es zunächst, mit dem Wert der Wissenschaft von einem Gegenstand nicht zu verwechseln den Wert des Gegenstandes selber, nicht einen Gegenstand für besonders bedeutend zu achten, nicht einen anderen geringschätzig zu behandeln, nicht einem dritten die Existenz abzusprechen, weil die Wissenschaft, die sich an den ersten geknüpft, von großer Vollendung,

fein und scharfsinnig, betreffs des zweiten dagegen das Wissen, sei's überhaupt, sei's zur Zeit kümmerlich, betreffs des dritten endlich die gelehrte Tradition durch und durch unhaltbar ist. Da ist weiter geboten, die 'Wissenschaft' nicht jenem süffisanten Wesen verfallen zu lassen, dem der sicherste Prüfstein für die Wahrheit des 'Neuen', das sie verkünden zu können vermeint, der Grad der Feindseligkeit ist, mit welchem es alles beleidigt, was außerhalb der Wissenschaft der Mensch für unantastbar erachtet. Da heißt es ferner, vor jenem Unverstande sich hüten, der sich geberdet, als ob es nicht eher eine Überzeugung und noch weniger eine richtige Überzeugung über einen Gegenstand geben könne, als bis die 'Wissenschaft' eine geliefert. Da ist endlich von nöten, darüber sich klar zu werden, daß überhaupt nicht 'erkennen' und 'wissen' der eigentliche, letzte Zweck, sondern nur ein Mittel zur Realisierung der wahrhaften Zwecke menschlichen Daseins ist. Das alles klingt ja sehr einfach und plan. Nicht danach zu thun aber ist aller Ecken und Enden der Grund der Gebrechen, an denen die Weltanschauung unseres Zeitalters krankt. Und mit dominierenden Zügen verdient ebensowohl diese allgemeine Gesinnung, welche Lotze's Mikrokosmus durchwebt, als die Verwertung, die er in der Besonderung von ihr zu machen gelehrt hat, in der sie dermalen am notwendigsten ist, der Denkweise unseres Zeitalters eingeprägt und in ihr beherzigt zu werden.

Für unser Zeitalter ist Naturforschung die Wissenschaft par excellence, auf der einen Seite sein Stolz, auf der andern Seite die Ursache von allerhand Konflikten mit demjenigen, was bis dahin für Wahrheit und Thatsache gegolten. In der That, von sehr bescheidenen Anfängen aus hat sich die Weltanschauung des modernen Naturforschers, die mechanistische Naturauffassung entwickelt, von Gedanken und Dingen aus, mit denen sich zu befassen die Gelehrsamkeit früherer Zeit sich zu vornehm gedünkt hatte, denen Existenz in der Form beschieden war, daß das Handwerk ihnen gemäß that. In einfachen Fällen die Bewegungen einer schwingenden, rollenden, herabfallenden Kugel erklären zu können, das waren ihre ersten Leistungen gewesen. Aber längst schon hatte sie ihre Kreise weiter und weiter gezogen. Längst schon war der Makrokosmus, waren alle Fernen der Himmelsräume ihre anerkannte Domäne. Aber längst schon war es zur Überzeugung geworden, daß auch noch ganz andere Welten ihrem Scepter unterthan werden müßten. Und nicht bloß unter Naturforschern lebte dieser Glaube; Vertreter der von der Naturforschung erst noch zu occupierenden Gebiete waren nicht minder von ihm erfüllt und gingen

gelegentlich zuerst mit dem Versuch der Ausführung vor. Resolut und energisch in seinem Denken, Ernst machend mit den halbverschwiegenen Voraussetzungen, die in den allgemein gäng und gäben Anschauungen und Vorstellungsweisen von der Wirklichkeit liegen, war auf Bahnen in schwindelnder Höhe, auf Brücken der Metaphysik Herbart daran gegangen 'Mathematik auf Psychologie anzuwenden' und hatte in seiner mathematischen Psychologie den Gedanken einer 'Statik und Mechanik der psychischen Welt' durch einen ausführlichen und scharfsinnigen Versuch wirklicher Ausführung erläutert. In durchaus anderer Weise wiederum, nicht an der Hand der obersten Theorien, sondern mit dem Vorsatz, sich unmittelbar an die 'Beobachtung' zu lehnen, hatte z. B. Quetelet mit seiner Idee einer 'Physique sociale' und seinen Versuchen ihrer Verwirklichung es unternommen des Glückes habhaft zu werden, der Urheber des Pendants der Erfolge zu sein, welche die Namen von Newton und Laplace unsterblich gemacht.

Überall liegt Naturwissenschaft zu versuchen unserm Zeitalter im Blute. Und niemand konnte auf das Leben und Treiben der Naturforschung, auf die Anerkennung ihrer Herrschaft in dem alten Stammgebiet ihrer Erfolge, wie auf die gigantisch kühnen Hoffnungen, wo überall noch ihre Anschauungsweise Triumphe zu feiern berufen sei, freudiger eingehen, als Lotze gethan. War doch ein volles Jahrzehnt seine litterarische Thätigkeit von der Art gewesen, daß viele meinten, es sei in ihm gar nichts anderes mehr, als Naturwissenschaft, daß sie ihn den Naturforschern, und zwar den Physiologen zuzählten, für einen 'Philosophen' dagegen nicht ansehen wollten. Kaum daß einmal am Schluß einer seiner Schriften (die allemal da abbrachen, wo ein 'Philosoph' zu beginnen gehabt haben würde) eine Erklärung mitunterlief wie: der Autor hoffe, auf das Grenzgebiet zwischen Ästhetik und Physiologie bei anderer Gelegenheit zurückzukommen; oder daß die 'Göttinger Studien' ein paar Aufsätze 'Über den Begriff der Schönheit' (1845) und 'Über Bedingungen der Kunstschönheit' (1847) von Lotze enthielten, welche jene etwa für den letzten Ausklang früher einmal betriebener philosophischer Studien Lotze's ansehen mochten. Je williger aber Lotze bei der Naturforschung in die Schule gegangen, je gründlicher er seine Vorstellungen von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit sich an den mathematisch-physikalischen Disciplinen gebildet und mit ihren Methoden und Resultaten sich vertraut gemacht hatte, je rückhaltloser er demgemäß aufgegeben, was an dem Gedankenbau der idealistischen deutschen Philosophie unseres Jahrhunderts unhaltbar war gegenüber der Naturwissenschaft, je offener er gelten

ließ, daß die Befriedigung, welche der große Kreis jener Ansichten, an die uns die Namen Fichte, Schelling, Hegel erinnern, den Interessen des menschlichen Geistes nach allen Seiten seines Wesens hin zu gewähren versucht hatte, nicht erreicht, daß der Versuch mißlungen sei: um so fester hielt er daran, daß das, wovon der Kreis jener Ansichten die Befriedigung hatte sein wollen, wahrhafte und respektable menschliche Interessen seien, die man auch nicht als unbefriedigbar kurzweg um deswillen hinstellen dürfe, weil nicht die Naturforschung sie zu befriedigen vermöge. Je aufrichtiger der Naturforschung seine Liebe und Hochachtung galt, je voller er den Stolz auf sie teilte, um so weniger war er gewillt, aus einem Segen zu einem Unheil für unsere Zeit und die menschliche Kultur sie werden zu lassen. Je freudigere Anerkennung bei ihm fand, was durch Kalkül, Mikroskop und Retorte gefunden worden war, um so weniger hatte er Lust, etwas schon um deswillen gering zu schätzen, weil es nicht Kalkül oder Ergebnis eines Kalküls war, oder etwas schon um deswillen für Hirngespinst zu erachten, weil es nicht in Mikroskop oder Retorte zu finden. Für ein je wertvolleres Bestandstück einer befriedigenden Weltanschauung er die 'mechanische Naturansicht' hielt, um so weniger wollte er gelten lassen, daß sie für sich allein das Ganze einer Weltanschauung ausmachen könne. Und je mehr er selbst bemüht gewesen war, den Grundsätzen der mechanischen Naturbetrachtung 'Eingang auf einem Gebiete zu verschaffen, das sie zaghafter zu betreten schien, als das Wesen der Sache gebot', um so mehr fühlte er den Antrieb, 'nun auch jene andere Seite hervorzukehren, die während aller jener Bestrebungen ihm gleich sehr am Herzen lag'. Mit einer Fassung, die, falls sie nicht durchaus korrekt sein sollte, demjenigen, dem er begegnen will, eher zu viel als zu wenig einräumt, sprach er daher die Gesamtaufgabe, die betreffs der mechanischen Naturbetrachtung erwachse, dahin aus, es gelte nachzuweisen und die Einsicht lebendig zu machen: 'wie ausnahmslos universell die Ausdehnung, und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung sei, welche der Mechanismus in dem Baue der Welt zu erfüllen hat'.

Nicht auf allen Gebieten des Daseins jedoch fühlt sich unser Zeitalter mit der 'mechanischen Auffassung' in gleicher Weise daran. Im Bereich der leblosen Natur, für den Makrokosmus ist es von Jugend auf an sie gewöhnt. Wo sie ihm ernstliche Skrupel macht, wo es in der That nicht recht aus und ein mit ihr weiß, wo es sich ihrer weder zu erwehren noch durch sie befriedigt zu fühlen vermag, wo

allerhand Unleugbares und Unantastbares ihm unvereinbar mit ihr erscheint: das ist bei Betrachtung des Lebens, des organischen, insbesondere des menschlichen Daseins; auf dem Gebiet also, dem Lotze's eigene Bestrebungen für Einbürgerung der mechanischen Naturbetrachtung zugewandt gewesen waren. Umsomehr lag es ihm nahe, nun auch beim Hervorkehren der anderen Seite' besonders auf das menschliche Dasein, den Mikrokosmus menschlichen Wesens und die Fragen Rücksicht zu nehmen, 'welche Bedeutung in dem großen Ganzen der Natur, deren beständigem Einflusse wir uns nach den Ergebnissen der neueren Wissenschaft mehr als je unterworfen fühlen, der Mensch und das menschliche Leben mit seinen beständigen (in jedem Individuum und jeder Generation wiederkehrenden) Erscheinungen und dem veränderlichen Laufe seiner Geschichte nun eigentlich hat'.

Aus solchen Gedanken und Plänen heraus ist Lotze die Schöpfung eines Meisterwerkes gelungen, nicht bloß der Fach-, sondern der deutschen National-Litteratur, welches in glänzender Weise die Verpflichtung erfüllt, die ihm der Autor gleich durch den Titel auferlegt hat: ebenbürtig dazustehen neben Humboldt's Kosmos und Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Art und Gang der Untersuchung, welcher Lotze die allgemeinen, aller unserer Auffassung und Beurteilung der Welt und des Lebens zu Grunde liegenden Begriffe und Vorstellungsweisen unterzieht, hat u. a. Hugo Sommer einmal in einem Artikel der 'Preußischen Jahrbücher' (Bd. 47) sehr gut charakterisiert. Die ungenaue Fassung, in welcher diese Principien aller unserer Auffassung und Beurteilung für gewöhnlich im Leben und den einzelnen Wissenschaften unsern Gedankengängen innewohnen, ist der Anlaß davon, daß wir uns in die Widersprüche und Schwierigkeiten verwickelt finden, um derentwillen philosophische Forschung überhaupt zum Bedürfnis wird. Lotze hat sich nun angelegen sein lassen, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß über 'sein' 'sich verändern' 'wirken' 'leiden' ꝛc. sich nicht verhandeln lassen würde mit einem, der nicht an sich selber erlebt hätte und dem nicht in Gestalt solcher unmittelbarer Erfahrung bekannt wäre, was wir damit meinen. Auf ungemein ansprechende Art hat er da nun in jedem Falle immer das klar gestellt, was in dieser Weise als unmittelbar erlebt und durch solches unmittelbares Erlebtsein bekannt vorausgesetzt wird, und wofür der Name zu sein der ursprüngliche Sinn dieser in unsern Gedankengängen für gewöhnlich so vieldeutig gewordenen termini technici ist. Und er hat damit für die gesamte philosophische Bearbeitung dieser Begriffe und

der um sie erwachsenen Gedankenkreise eine feste, sichere und nutzbare Basis geschaffen. Alle Schriften Lotze's enthalten wahre Kabinettsstücke derartiger Arbeit, der 'Mikrokosmus', die 'Geschichte der Ästhetik in Deutschland' (München 1868, ein Buch, das zu dem Reifsten und Besten gehört, was Lotze geschrieben, seinem Titel aber allerdings nicht sonderlich entspricht), das 'System der Philosophie' [1. Bd.: Logik, 1874; 2. Bd.: Metaphysik, 1879], das zu vollenden ihm nicht mehr beschieden sein sollte.

Natürlich wird häufig genug der Fall eintreten, daß das, was Lotze gemeint, noch nicht das letzte Wort ist, was die Wissenschaft in der betreffenden Hinsicht zu sagen hat. Bei dem Stadium wissenschaftlicher Entwickeltheit oder vielmehr Nochunentwickeltheit, in welchem sich Philosophie dermalen befindet, wäre es absurd, das überhaupt anders zu erwarten. Nie mehr, als in einer solchen Epoche, kommt man in jeder Wissenschaft jedem bedeutenden Vertreter gegenüber in die Lage zu bedauern, daß ihm nicht vergönnt gewesen, sein eigener Nachfolger zu sein; und es kann keine größere Anerkennung der Bedeutendheit und Erfolgreichigkeit seines Wirkens geben, als die, welche hierin sich findet. Sogar ein Riese vermag nicht so weit zu sehen, als selber ein Zwerg, vorausgesetzt, daß diesen das Glück auf des Riesen Schultern postiert hat. Nicht mehr zu meinen aber, daß Philosophie wie ein Kunstwerk von eines Menschen Geiste fix und fertig geschaffen werden könne, sondern der Überzeugung zu leben, daß wie in aller andern Wissenschaft so auch in ihr Vollendung nur durch die gemeinsame in einander greifende Arbeit vieler auf einander folgender Geschlechter zu erreichen sein werde: das gehört zu dem Bestande reellen Fortschritts, der in Philosophie nachgerade denn doch, und nicht zum geringsten Teil gerade durch Lotze, gemacht ist.

IV.

Lotze war früh schon in Göttingen völlig heimisch geworden. In beglückender Häuslichkeit, als akademischer Lehrer ein namentlich seit der Mitte der 1850er Jahre (der Zeit, wo der 'Mikrokosmus' zu erscheinen begann) immer festere Wurzeln gewinnendes Wirken entfaltend, hochgeachtet von seinen Kollegen und einem großen Kreise derselben in Freundschaft verbunden, hatte er die Göttinger gewöhnt, alle Verhandlungen mit ihm über eine Berufung an eine andere Universität damit enden zu sehen, daß er in Göttingen blieb. Im Winter 1866/67 begehrten zu gleicher Zeit drei Universitäten (Berlin, Bonn und Leipzig), daß er an sie übersiedele. Es hing an einem Haar, daß

er sich für Leipzig entschied; die Bitte seines greisen Kollegen Heinrich Ritter gab den Ausschlag, daß er schließlich doch noch ablehnte.

Als im Frühling 1880 der Ruf nach Berlin von neuem an ihn erging, hatte sich in seinen Göttinger Verhältnissen gegen früher doch manches geändert. Seine Gattin, die vertraute Genossin seiner Mühen und Freuden, hatte einige Jahre zuvor der Tod ihm entrissen. Zwei seiner Söhne, praktische Ärzte, hatten sich bereits ihre eigene Heimstätte gegründet; es war abzusehen, wann auch den jüngsten noch sein Beruf aus dem Vaterhaus hinausführen würde. — Die Persönlichkeit Zeller's, seines Spezial-Kollegen falls er nach Berlin ging (die Herren hatten sich in dieser Zeit persönlich kennen gelernt), sprach ihn an. Von einem Besuch in Berlin Mitte Juni 1880 (er war bis dahin noch nie dort gewesen; seine gelegentlichen Erholungsreisen waren nach dem Rhein, dem Schwarzwald, den Alpen und Oberitalien gegangen) kam er recht befriedigt zurück. In Berlin endlich durfte er hoffen frei von etwas bleiben zu können, was er sich in Göttingen (wie ein in der Mitte der 1870er Jahre gemachter Versuch ihn belehrt, s. S. 128), so unsympathisch es ihm auch war, bleibend dermalen nicht wohl fern halten konnte: Sonnabend für Sonnabend, als Mitglied der betreffenden Prüfungskommission, Kandidaten des höhern Schulamts auf den Besitz der allgemeinen Bildung im Bereich der »Philosophie und Pädagogik« zu examinieren — eine Beschäftigung, hinsichtlich deren man freilich nur wünschen kann, daß es mehr und mehr allgemein werden möge, einen tüchtigen Schulmann als die normale Persönlichkeit dafür zu erachten und den Professor der Philosophie nur dann zuzuziehn, wenn der Kandidat nicht bloß die 'allgemeine Bildung' prästieren, sondern die betreffende 'facultas', für philosophische Propädeutik, erwerben will.

Und so geschah denn das für die meisten Überraschende: Lotze nahm diesmal die Berufung an.

Er hat in keiner Weise ein Hehl daraus gemacht, daß ihm der Abschied von Göttingen schwer ward. Aber er würde aller Wahrscheinlichkeit nach auch in Berlin bald heimisch geworden sein. Seine Arbeit hatte auch dort wieder in der gesegnetsten und ihn selber befriedigendsten Weise begonnen. Eine so zahlreiche Zuhörerschaft, wie sie sich in Berlin, namentlich in seinem Lieblings-Kolleg, dem über Psychologie, um ihn versammelt hatte, war in Göttingen selbstverständlich nicht möglich; und eine zahlreiche Zuhörerschar war ihm eine Freude. Ungeahnt hat der Tod die Weiterentfaltung dieser unter so günstigen Auspicien begonnenen Thätigkeit auf der Kathedra Fichte's

und Hegel's vernichtet. Das Einzige, was man sich zur Beruhigung sagen kann, ist: daß er nicht einem tückischen Zufall, etwas Vermeidbarem erlegen, sondern daß ein Übel, nicht erst von heut stammend oder von gestern, nun eben das Stadium erreicht hatte, wo es den Organen seines Körpers nicht mehr zu funktionieren gestattete. Mitten aus der Ernte, die ihm aus unermüdlicher angestrengtester Arbeit erwachsen, hat Gott ihn gerufen. Sein Name wird fort und fort genannt werden in der Reihe der Meister, durch welche Philosophie in 'den sichern Gang einer Wissenschaft' kam.

B.

Lotze's Abgangszeugnis vom Gymnasium zu Zittau.

Q. D. B. V.

Juvenis ornatissimus

Rudolphus Hermannus Lotze

natus Budissae

inde ab A. D. XXIV Mart. MDCCCXXVIII usque ad A. D. XXII Mart. MDCCCXXXIV Gymnasii nostri civibus ascriptus scholis summa assiduitate interfuit, ac per illud temporis spacium et litterarum egregio studio et morum candore summo ita se commendavit nobis atque eum se praestitit, ut non nisi honorificentissime de eo statuendum judicaremus, in maturitatis autem probatione palmam auferret et **imprimis dignus***) censeretur, qui ad altiora studia in universitate litterarum persequenda dimitteretur. **Neque unquam***) designavit quicquam, quod nobis videretur reprehendendum, sed summa semper gratia ac laude apud omnes floruit. Quae omnia his litteris voluimus testata, inque ejus rei fidem nomina nostra ascripsimus singuli ac scholae sigillum apponendum curavimus.

Scripsimus in Gymnasio Zittaviensi A. D. XXII Mart. MDCCCXXXIV.

Nos Curatores et Magistri Gymnasii Zittaviensis:

(L. S.)

Ernst Wilhelm Friedrich Just, Bgmstr. u. erstes Mitgl. d. Schul-Commission.
Ernst Siegmund Wilhelm Kühn, Stadtrath u. Vors. bei d. Schul-Commission.
Carl Julius Klemm, Past. Prim. Insp. Gymn.

Fridericus Lindemannus, Director.
M. Ferd. Henricus Lachmann, Conr.
Leopoldus Immanuel Rückert, Subr.
M. Carol. Leberecht Scheibe, Cantor.
Johann Gottlieb Rätze, Coll. V.
Carolus Ernestus Lange, Coll. VI.
Henric. Mauricius Rückert, Coll. VII.

---

*) Die Verordnung des Königl. Sächs. Kirchenrathes und Ober-Consistorii vom 17. Dec. 1830, die Abiturienten-Prüfungen betreffend, bestimmte:

C.

Lotze's Abgangszeugnis von der Universität Leipzig.

Von dem Universitäts-Gerichte zu Leipzig
wird bezeugt, daß

Rudolph Hermann Lotze
Stud. Medic. et Philos. aus Bautzen

von Zeit seiner Inscription de dato den 3. Mai 1834 an sich auf hiesiger Universität

Ein Jahr Zehn Monate Fünfundzwanzig Tage

laut der beigebrachten Zeugnisse aufgehalten, wirklich studiret, die Vorlesungen fleißig besucht hat, und gegen sein Betragen etwas Widriges nicht vorgekommen, auch der Verdacht einer Theilnahme an verbotenen Verbindungen gegen ihn nicht entstanden ist.

Gegeben Leipzig, den 28. März 1836.

(L. S.) D. **Karl Fr. Günther,**
d. Z. R. d. Univ.

D. **Carl Adolph Rüling,** Univ.-Richter.
Christian Ernst Mirus, Univ.-Secretair.

Verzeichniß der als gehört bescheinigten Vorlesungen.

Sommer-Semester 1834.

Anleitung zum Studium der Medicin. Herr D. Kneschke.
Osteologie und Syndesmologie. Herr Prof. D. Weber.
Ästhetik. Herr Prof. M. Weiße.
Geschichte der Philosophie seit Kant. Derselbe.
Einleitung in die medicinische Litteratur. Herr D. Kneschke.

Winter-Semester 1834—35.

Myologie und Splanchnologie. Herr Prof. D. Weber.
Angiologie und Neurologie. Derselbe.
Religionsphilosophie. Herr Prof. M. Weiße.
Anorganische Chemie. Herr Prof. D. Kühn jun.

»Uiber die wissenschaftliche Reife zum Abgange auf die Universität bestehen drei allgemeine Censuren: inprimis — omnino — und satis dignus.«

»Wenn der Geprüfte auf der Schule, wo die Prüfung Statt findet, gebildet worden ist, erhält er auch eine Censur über sein sittliches Betragen während der Schulzeit, besonders aber während der letzten drei Jahre. Diese Censur hat ebenfalls drei Abstufungen: nunquam — raro — und aliquoties reprehendendus« [vom Schülerwitz übersetzt durch 'nie zu erwischen gewesen' ꝛc.].

Sommer-Semester 1835.

Physiologie. Herr Prof. D. Weber.
Allgemeine Anatomie. Derselbe.
Allgemeine Chemie. Herr Prof. D. Kühn jun.
Botanische Excursionen und Demonstrationen. Herr Prof. D. Schwägrichen.

Winter-Semester 1835—36.

Allgemeine Pathologie. Herr Prof. D. Braune.
Naturgeschichte. Herr Prof. D. Schwägrichen.
Vergleichende Anatomie. Herr Prof. D. Volkmann.
Specielle Physiologie. Herr Prof. D. Weber.
Entwicklungsgeschichte. Derselbe.
Secirübungen. Derselbe.
Chemisch-praktische Übungen. Herr Prof. D. Kühn jun.
Anthropologie. Herr Hofrath Prof. D. Heinroth.
Einleitung in die Philosophie. Herr Prof. M. Weiße.
Geschichte der deutschen Litteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Derselbe.

Wider Herrn Rudolph Hermann Lotze aus Bautzen ist auch vom 28. März 1836 bis zu dem heutigen Tage, als so lange derselbe auf hiesiger Universität sich aufgehalten und Medicin studirt, auch während dieser Zeit die nachverzeichneten Vorlesungen laut der beigebrachten Zeugnisse fleißig besucht hat, etwas Widriges nicht vorgekommen, und hat sich derselbe der Theilnahme an verbotenen Verbindungen weder schuldig noch verdächtig gemacht.

Leipzig, den 28. Juni 1838.

D. **Wilhelm Ferdinand Steinacker,**
d. Z. Rector.

D. **Carl Adolph Rüling,** Univ.-Richter.

Böttger, Act.

Verzeichniß der als gehört bescheinigten Vorlesungen.

Sommer-Semester 1836.

Entbindungskunst. Herr Hofrath Prof. D. Jörg.
Chirurgie. Herr Prof. D. Kuhl.
Therapie der Entzündungen. Herr Prof. D. Cerutti.

Winter-Semester 1836—37.

Über Schwindsucht, Wassersucht, Gicht u. s. w. Herr Prof. D. Cerutti.
Receptirkunst. Herr D. Kneschke.

Sommer-Semester 1837.

Klinik. Herr Hof- und Medicinal-Rath Ritter Prof. D. Clarus, Herr Prof. D. Kuhl und Herr Prof. D. Wendler.

Poliklinik. Herr Prof. D. Cerutti.
Pathologische Anatomie. Derselbe.
Chirurgische Klinik. Herr Prof. D. Kuhl.
Chirurgische Operationen. Derselbe.
Auscultation in der geburtshülflichen Klinik. Herr Hofrath Prof. D. Jörg.

Winter-Semester 1837—38.

Klinik. Herr Hof- und Medicinal-Rath Ritter Prof. D. Clarus, Herr Prof. D. Kuhl und Herr Prof. D. Wendler.
Poliklinik. Herr Prof. D. Cerutti.
Pathologische Anatomie. Derselbe.
Chirurgische Klinik. Herr Prof. D. Kuhl.
Chirurgische Operationen. Derselbe.

D.

Verzeichnis der litterarischen Publikationen Lotze's.

Der Vermerk »*(KS. I. 1)*« ꝛc. hinter den Titeln der Abhandlungen und Recensionen bezeichnet Band und Seite, wo die betr. Abhandlung oder Recension jetzt auch in der von meinem Freunde Prof. Dr. D. Peipers herausgegebenen Sammlung »Kleine Schriften von Hermann Lotze, 3 Bände, Leipzig 1885—88« zu finden ist.

I. Selbständige Werke, Abhandlungen in Zeitschriften ꝛc.

De futurae Biologiae principiis philosophicis. Dissertatio inauguralis medica, quam Gratiosi Medicorum Ordinis auctoritate in Academia Lipsiensi pro summis in Medicina et Chirurgia honoribus rite capessendis Illustris ICtorum Ordinis venia in Auditorio Juridico D. XVII. M. Julii A. MDCCCXXXVIII publice defendet auctor *Rudolphus Hermannus Lotze,* Budissino-Lusatus, Medic. Baccal., Philos. D. AA. BB. M. Lipsiae, typis Breitkopfio-Haertelianis. — *(KS. I. 1).*

Das der medizinischen Fakultät von Lotze eingereichte Curriculum vitae findet sich in dem zu der Lotzischen Disputation und Promotion einladenden Programm (p. 9—11) des damaligen Procancellarius der Universität Leipzig Prof. C. G. Kühn: Apollonii Citiensis de articulis reponendis commentationis e cod. bibl. Laurent. erutae Pars VI.; wiederabgedruckt ist es S. 95 der 1. Aufl. des vorliegenden Heftes. — Vgl. auch Repertorium der gesamten deutschen Litteratur, herausgeg. v. E. G. Gersdorf, Bd. XXII Heft 3 (Litterar. Miscellen S. 19.20).

Den philosophischen Doktorgrad hatte Lotze schon vorher, ebenfalls in Leipzig, 1838 'antiquo ritu', wie man es nannte, 'am Tage nach Fastnacht' (d. h. in jenem Jahre: am 1. März) erworben, zugleich mit Lobeg. Fr. Constant. Tischendorf a. Lengefeld, Jul. Petzholdt a. Dresden, J. Geo. Fr. Rosenmüller a. Belgershain, Gust. Alex. Zeiß a. Weimar, J. Gottfr. Schneider a. Zittau, H. W. Herz a. Dresden, Ado. Thd. Herm. Fritzsche a. Groitzsch. — Man promovierte damals bei der Leipziger philos. Fakultät 'antiquo ritu' und 'per diploma'. Die Promotion 'antiquo ritu' hat die Fakultät einige Jahre darauf, 1842, abrogiert. Vergl. Repertorium der ges. deutschen Litteratur, herausgeg. von Gersdorf, Bd. XVIII Heft 6 (Litterar. Miscellen Seite 54. 55) und Bd. XXXIV Heft 6 (Litterar. Miscellen Seite 76), namentlich aber die beiden Gottfried Hermann'schen Programme:

De Aeschyli tragoediis fata Ajacis et Teucri complexis dissertatio. Creationi XXX

Philos. Doctt. et AA. LL. Magg. Calendis Martiis A. MDCCCXXXVIII. Rectore Magnifico D. Guil. Ferd. Steinackero, Procancellario Frid. Christ. Aug. Hassio scripta a Decano Godofredo Hermanno.

Annuam Magistrorum Creationem atque Inaugurationem Cal. Martiis A. MDCCCXXXVIII. in conclavi Ordinis Philosophorum rite peractam nunciat Godofredus Hermannus, h. t. Decanus. — *Disputatio de Aeschyli Psychostasia.*

Prof. G. Hartenstein teilte in einem Brief vom 4. Dec. 1881 aus seiner Erinnerung an Lotze das Folgende mit: 'Im Jahre 1838 bestand in Leipzig noch die Einrichtung, daß zur Fastnachtszeit mehrere Kandidaten für die philosophische Doktorwürde examiniert und nach überstandenem Examen gemeinschaftlich als Magistri liberalium artium et Philosophiae doctores proklamiert wurden. Einer der neukreïerten Magister (der Doktortitel war damals noch nicht gebräuchlich) hatte dann am Schlusse des Aktes vor versammelter Fakultät eine kurze Dankrede zu halten. Diese hatte bei der damaligen Promotion Lotze übernommen, und ich erinnere mich noch sehr wohl, welchen Eindruck damals das Feuer, ich möchte sagen die innerlich zurückgehaltene Glut des wissenschaftlichen Eifers auf mich gemacht hat, die in der Art, wie er sprach, zu spüren war'.

Die der philosophischen Fakultät von Lotze eingereichte Fassung des Curriculum vitae ist zu finden in dem vorhin an erster Stelle genannten G. Hermann'schen Programme (De Aeschyli tragoediis etc.) pag. 33 und lautet folgendermaßen:

Natus Budissae Lusatorum, d. XXI. m. Maii a. MDCCCXVII., patre Carolo Friderico, matre Christiana Carolina, e gente Noacina, paullo post cum exercitus pedestris cohorte, cui pater medicus addictus erat, migravi Zittaviam. Cuius civitatis scholam, directore Burdachio florentem, quum per plures annos frequentassem, receptus sum anno XXVIII inter alumnos Gymnasii Zittaviensis a rectore Lindemanno, viro optimo et de me meritissimo, cuius memoriam pie semper colendam usque retinebo. Anno vero proxime insecuto patrem dilectissimum praematura morte abreptum luxi. Inde expletis iterum annis sex, postquam praeceptorum optimorum studio et humanitate adiutus prima eruditionis tirocinia superavi, anno XXXIV. Lipsiam adii et Magn. Brandesii paullo post pie defuncti auspiciis die IV. Maii in civium academicorum numerum receptus sum. Ex illo tempore arti medicae operam dedi, illustrium virorum disciplina usus. Atque primum quidem per duos annos Excell. Weberi maxime sublevatus quum doctrina, tum ingenua et cordata humanitate, aliorumque simul clarissimorum praeceptorum Schwaegrichenii, Kuehnii, Fechneri, Volkmanni, Kneschkii eruditione instructus, theoreticae artis salutaris parti vires impendi. Superato deinde examine pro baccalaureatu ad practicas me transgressum disciplinas morborum naturam praelectionibus docuerunt Exc. Braunius et Ceruttius, ad lectulos aegrotorum generis humani vicissitudines et labores, morborumque complicationes, periodos, prognosin et auxilia exponentem audivi Clarum, Virum Perillustrem; magnum denique ultimo tempore scientiae augmentum cepi ex virorum Excell. Ceruttii et Braunii ingenua et amica consuetudine policlinica. Quae studia quantum mihi relinquebant otii, tantum impendebam per quattuor hos annos audiendis praelectionibus philosophicis Excell. Weissii, qui efficiebat doctrina et humanitate, ut latiores rerum fines amplamque compagem libere circumspiciens mearum saepe aerumnarum pene obliviscerer.

De Summis Continuorum. Scripsit et Amplissimi Philosophorum Ordinis auctoritate D. XXV. Maji Illustris ICtorum Ordinis concessu in Auditorio Juridico publice defendet *Hermannus Lotze,* Zittaviensis, Med. Chir. Phil. D. AA. LL. M., assumpto socio *Gustavo Schilling,* Köthano, Philosophiae Studioso. Lipsiae, typis Breitkopfii et Haertelii MDCCCXL. — *(KS. I 62).*

Theses Disputationis:

I. Methodo Euclidea non parari adaequatam rerum geometricarum explicationem.

II. Tollendam esse omnem virium notionem ex rerum naturae consideratione speculativa.

III. Nullam esse in rebus a genere humano aut gestis aut gerendis progressionem a minori ad majus, sed differentiam inter culturam atque culturae obstacula per omnia tempora magnitudinem esse constantem.

IV. Aestheticam doctrinam recensendam esse inter disciplinas physicas.

Gedichte von H. Lotze. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1840.

Bemerkungen über den Begriff des Raumes. Sendschreiben an Dr. Ch. H. Weiße, von Dr. Hermann Lotze in Leipzig — 'Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie', herausgeg. von J. H. Fichte Bd. VIII (= der Neuen Folge Bd. IV), Bonn 1841, S. 1—24. *(KS. I 86).*

Vergl. Ch. H. Weiße, Ueber die metaphysische Begründung des Raumbegriffes. Antwort an Herrn Dr. Lotze — in demselben Bande dieser Zeitschrift, Seite 25—70.

J. Prince=Smith, Deduction des Raumbegriffs und der drei Abmessungen des Rauminhalts. Sendschreiben an Prof. Dr. Hermann Lotze in Leipzig — in derselben Zeitschrift Bd. X (1843) Seite 83—120.

Metaphysik. Von Dr. Hermann Lotze, Docent. der Medicin und Philosophie an der Universität Leipzig. Leipzig 1841.

Besprechungen dieses philosophischen Erstlingswerkes Lotze's finden sich: (v. Ch. H. Weiße) in der 'Zeitschrift für Philosophie u. speculat. Theologie' Bd. IX (1842), Heft 2, S. 301—320; — (von M. W. Drobisch) in der 'Neuen Jenaischen Literaturzeitung' 1843 Nr. 136—138 (8. 9. 10. Juni); — (von H. Ritter) in den 'Götting. gelehrten Anzeigen' 1843, Stück 125—127, Seite 1241—1254.

Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften. Von Dr. *R. Hermann Lotze,* Docenten der Medicin und Philosophie an d. Univ. Leipzig. Lpz. 1842. — 2. verbess. Aufl. ebd. 1848.

Das Vorwort der 1. Aufl. ist datiert: 'Leipzig den 14. August 1842'.

Logik. Von Dr. R. Hermann Lotze, außerord. Professor der Philosophie und Doc. der Medicin an der Universität Leipzig. Leipzig 1843.

Herbart's Ontologie. Von Professor Dr. Hermann Lotze — 'Zeitschrift für Philos. u. specul. Theol.' Bd. XI, Tüb. 1843, S. 203—234. *(KS. I 109).*

Vergl. Drobisch, zur Verständigung über Herbart's Ontologie — in derselben Zeitschrift Bd. XIII (1844), Seite 37—68.

Leben. Lebenskraft, vom Prof. H. Lotze in Leipzig — im 'Handwörterbuch der Physiologie', herausgegeben von Rudolph Wagner, 6. Lieferung, Braunschweig 1843. *(KS. I 139).*

Die Lotzische Abhandlung über 'Leben. Lebenskraft' steht jetzt, in dem fertigen Werke, (S. IX—LVIII) als Einleitung zum Ganzen an der Spitze des ersten Bandes von R. Wagner's Handwörterbuch d. Physiol. (mit dem Titelblatt 'Braunschweig 1842'). Veröffentlicht worden aber ist sie erst in der 6., den Schluß des ersten Bandes bildenden, Lieferung. — In dem mit der 1. Lieferung verausgabten, von R. Wagner 'Göttingen, im Februar 1842' datierten Prospectus kommt in der Aufzählung der Mitarbeiter der Name Lotze's noch gar nicht mit vor.

Instinct, vom Professor Lotze in Göttingen — im 'Handwörterbuch der Physiologie', hrsgeg. v. R. Wagner, 8. Lieferung, Braunschw. 1844 [= Band II, S. 191—209]. *(KS. I 221).*

Ueber den Begriff der Schönheit — in 'Göttinger Studien. 1845' (Göttingen, bei Vandenhoeck u. Ruprecht), 2. Abtheilung, S. 67—125 [auch separat erschienen]. — *(KS. I 291).*

Das Exemplar der »Göttinger Studien. 1845«, welches in Lotze's Nachlaß sich fand, hat nach dem Titel zuerst das folgende, seiner Zeit augenscheinlich nur für einen engen Kreis von Vertrauten gedruckte

Vorwort. Eine ehrbare hiesige Studirmachergilde, der es weder an langen Haarbeuteln und Perücken, noch an armsdicken akademischen Zöpfen fehlt, hat sich nach langem Hin- und Herstreiten bei einem Glase Wein endlich dahin vereinigt, unter dem Collectivtitel »Göttinger Studien« einen Band von neuem Nonsens

in alter Form drucken zu lassen, der auch in einzelnen Abtheilungen um ein Billiges zu haben ist. Diese ehrbare, durch reinen Zufall zusammengewürfelte kathaarige Gilde hofft unter der Voraussetzung, dass sich die einzelnen Mitglieder nicht wechselsweise in die Perücken fallen, was Vater Rhein und Aetna verhüten möge, auch wohl noch einen zweiten Band dieses Unternehmens folgen zu lassen, wozu übrigens fremde Kräfte, sobald sie nur auf Gediegenheit Anspruch machen, nicht verschmäht werden dürften. Göttingen, im December 1845.

Und erst auf dem nächsten Blatt folgt alsdann das andre, aus den in den Buchhandel gekommenen Exemplaren bekannte

Vorwort. Unter dem Collectivtitel »Göttinger Studien« erscheint hier eine Sammlung von Abhandlungen, deren Gegenstände nur eine Zusammenordnung unter zwei grössere Abtheilungen gestatteten. Sammlungen so verschiedenen Inhalts gewinnen dann vorzüglich höhere Bedeutung, wenn sie so glücklich sind, irgend eine Gesammtheit strebender Kräfte zu repräsentiren; indessen so gern auch die Urheber der gegenwärtigen ihr Unternehmen in ein umfassenderes ähnliches würden aufgehen sehen, so haben sie doch vorgezogen, der diesmaligen Herausgabe den Character zufälliger Entstehung zu lassen, den ihr mehrere gleichzeitige, in befreundeten Kreisen jüngerer Kräfte sich durchkreuzende Anregungen ertheilten. Göttingen, im December 1845.

Seele und Seelenleben — im 'Handwörterbuch der Physiologie', hrsgeg. v. R. Wagner, Lieferung 13.14, Braunschw. 1846 [= Bd. III, Abtheilung I, Seite 142—264]. *(KS. II. 1).*

Ueber Bedingungen der Kunstschönheit — in 'Göttinger Studien. 1847' (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht), 2. Abth. 1. Liefg. Seite 73—150 [auch separat erschienen]. — *(KS. II 205).*

Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens. Leipzig 1851.

Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele. Leipzig 1852.

Das Werk ist beim Verleger nicht mehr zu haben. — Von Lotze neu überarbeitet, ist das erste Buch des Werkes unter dem Titel:

Principes généraux de Psychologie physiologique, par Hermann Lotze. Nouvelle édition, traduite de l'allemand par A. Penjon. Paris, libraire Germer Baillière et Cie. 1876. — 2. édit. ibid. 1881.

als ein Band der 'Bibliothèque de Philosophie contemporaine' in französischer Übersetzung erschienen.

Quaestiones Lucretianae — im 'Philologus, Zeitschrift für d. klassische Alterthum', herausgeg. v. F. W. Schneidewin, 7. Jahrgang (Göttingen 1852) Seite 696—732. *(KS. III 108).*

Psychologische Untersuchungen. I. Über die Stärke der Vorstellungen — in d. 'Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik', hrsg. v. J. H. Fichte, H. Ulrici und J. U. Wirth, Bd. XXII (Halle 1853), S. 181—209. *(KS. III 72).*

Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. 1. Bd. Leipzig 1856, 2. Bd. ebd. 1858, 3. Bd. ebd. 1864. — Zweite Aufl., ebd. 1. Bd. 1869, 2. Bd. 1869, 3. Bd. 1872. — Dritte Auflage, ebd. 1. Bd. 1876, 2. Bd. 1878, 3. Bd. 1880. — Vierte Auflage, ebd. 1. Bd. 1884, 2. Bd. 1885, 3. Bd. 1888.

Eine russische Übersetzung des Mikrokosmus, von E. Korsch, ist zu Moskau, im Verlag von K. Ssoldatenkow, Bd. I. II. 1866, Bd. III. 1867, erschienen. Gegenwärtig ist der Mikrokosmus in Rußland — verboten. Eine englische Übersetzung, von zwei schottischen Damen, ist 1885 erschienen:

Microcosmus: An Essay concerning Man and his Relation to the World. By Hermann Lotze. Translated from the German by *Elizabeth Hamilton* and

E. E. Constance Jones. In Two Volumes. Edinburgh: T. & T. Clark, 1885. Pp. XXVI, 714; XI. 740.

Elis. Hamilton, die Tochter des bekannten Edinburger Philosophen, hatte die Übersetzung begonnen; nach ihrem Tode hat Miß Jones sie weitergeführt und vollendet. Ein Urteil über diese Übersetzung, von Prof. W. Wallace in Oxford, in den 'Göttingischen gelehrten Anzeigen' 1888 S. 238. — Eine französische Übersetzung ist im Manuskript schon seit dem Ende der 1860er Jahre vollendet: schon vor der 'Metaphysik' (System der Philosophie II, s. u.) hatte Herr General-Inspektor a. D. A. Duval, † zu Gernsbach in Baden am 19. März 1888, in mehrjährigem persönlichen Verkehr mit Lotze und unter vielfältiger Mitwirkung desselben auch den Mikrokosmus in das Französische übertragen. Leider aber hat sich für diese sorgsame und gewissenhafte Arbeit noch kein Verleger gefunden.

Übersetzungen einzelner Stücke aus dem Mikrokosmus sind mehrfach von Zeitschriften diesseits und jenseits des Ozeans gebracht worden. So enthält z. B. die in New-York erscheinende Wochenschrift: 'The Inquirer' in ihrer Nummer vom 5. Juli 1877 (vol. XXXII. no. 31. — whole no. 1601) zugleich mit einem biographischen Artikel über Lotze eine Übersetzung von der Einleitung zum Mikrokosmus. Anderseits sind Abschnitte aus dem Mikrokosmus auch als Musterstücke deutschen Stiles abgedruckt worden. So in einem von dem bekannten amerikanischen Sanskritforscher und Linguisten Prof. W. D. Whitney, am Yale-College zu Newhaven, herausgegebenen deutschen Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten (German reader, with notes and vocabulary. New York 1870) aus Band II, Buch 5, Kapitel 2 das Stück 'vom Putz und Schmuck'. Bei uns in Deutschland z. B. in der 'Geschichte der deutschen Litteratur von Heinrich Kurz' Band IV Seite 944 ff. eine Probe aus dem Mikrokosmus Band III S. 1—5. Nebenbei bemerkt, hat Kurz, wie das übrigens auch schon Rud. Gottschall (Die deutsche Nationallitteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Breslau 1855, Band II Seite 65. 281. 655) begegnet war, aus dem Philosophen Lotze und dem Autor der 1840 erschienenen 'Gedichte von H. Lotze' zwei verschiedene Personen gemacht.

Streitschriften. Erstes Heft: In Bezug auf Prof. J. H. Fichte's Anthropologie (Persönliches. — Zur Atomentheorie. — Leben und Mechanismus. — Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. — Vom Sitze der Seele). Lpz. 1857.

Antigona Sophoclis fabula. Latinis numeris reddidit Hermannus Lotze. Gottingae, sumptibus Georgii H. Wigandii 1857.

Die betr. Verlagsbuchhandlung befindet sich gegenwärtig in Kassel.

Geschichte der Aesthetik in Deutschland (= Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs v. Bayern Maximilian II. herausgeg. durch die Historische Commission bei der Königl. Akademie d. Wissenschaften. 7. Bd.). Münch. 1868.

System der Philosophie. Erster Teil: Drei Bücher der Logik, Lpz. 1874; 2. Auflage, ebd. 1880. — Zweiter Teil: Drei Bücher der Metaphysik, ebd. 1879; 2. Aufl., ebd. 1884.

Eine französische Übersetzung (das Werk der Sorgfalt und Beharrlichkeit des Herrn A. Duval zu Gernsbach in Baden, s. o.), von Lotze selber noch eingehend revidiert, ist vom 2. Teil dieses Werkes unter dem Titel erschienen:

Métaphysique par Hermann Lotze. Traduction autorisée et revue par l'auteur. Paris, librairie de Firmin-Didot et Cie. 1883.

Eine englische Übersetzung von beiden Teilen des 'Systems der Philosophie' ist aus Kreisen der Universität Oxford hervorgegangen:

(Clarendon Press Series — Lotze's System of Philosophy Part I:) Logic in three books, of Thought of Investigation and of Knowledge, by Hermann Lotze. English Translation, edited by Bernard Bosanquet, M. A., Fellow of University College, Oxford. Oxford, at the Clarendon Press 1884.

(— — Part II:) Metaphysic in three books, Ontology Cosmology and Psychology, by Hermann Lotze. English Translation, ed. by Bernard Bosanquet M. A. etc. Oxford, Clarendon Press 1884.

Der Urheber und ursprüngliche Mittelpunkt dieses Unternehmens war der am 26. März 1882 (erst 46 Jahr alt) verstorbene Professor Thomas Hill Green zu Oxford. Die fertige Übersetzung ist die Frucht des Zusammenwirkens von Neunen, Fellows des Balliol-, University-, Brasenose- und Oriel-College. Von der Logik hat Buch I Mr. R. L. Nettleship, Buch II Kap. 1—5 Mr. F. H. Peters, Buch II Kap. 6—9 Mr. F. C. Conybeare, Buch II Kap. 10 Mr. B. Bosanquet (der Herausgeber), Buch III Mr. R. G. Tatton übersetzt. Bei der Metaphysik ist Buch I (ganz) und Buch II Kap. 3 von † Prof. Green selber, Buch II Kap. 1. 2. 4. von dem Herausgeber Mr. B. Bosanquet, Buch II Kap. 5—8 von Rev. C. A. Whittuck und Buch III von Mr. A. C. Bradley übersetzt worden. Diese verschiedenen Arbeiten hat Mr. Bernard Bosanquet alsdann revidiert und in all der Weise gefeilt und bearbeitet, die erforderlich war, wenn Ein Ganzes daraus werden sollte, mannigfach dabei unterstützt von Mr. J. Cook Wilson.

De la formation de la notion d'espace. La théorie des signes locaux. — 'Revue philosophique de la France et de l'Etranger', dirigée par Th. Ribot. Deuxième année. No. 10. Octobre 1877 (= Tome IV, p. 345—365). Paris, librairie Germer Baillière et Cie. *(KS. III 372).*

Alter und neuer Glaube, Tagesansicht und Nachtansicht. (Mit Beziehung auf G. Th. Fechner: Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Lpz. 1879). — 'Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart', hrsg. v. Rich. Fleischer, Mai 1879 (= Jahrg. III, Bd. 3, Seite 175—201). Berlin, Otto Janke. — *(KS. III 396).*

Anfänge spiritistischer Conjectural-Kritik — in derselben Zeitschrift, Dezember 1879 (= Jahrgang IV, Bd. 1, S. 321—329). *(KS. III).*

Philosophy in the last forty years. First article. — 'The Contemporary Review'. January 1880. p. 134—155 (Strahan & Co., 34 Paternoster Row, London). — *(KS. III).*

L'infini actuel est-il contradictoire? Réponse à M. Renouvier. — 'Revue philosophique', dir. par Th. Ribot. Cinquième année. No. 5. Mai 1880 (= Tome IX, p. 481—492). *(KS. III).*

Vergl. die Artikel von Herrn Renouvier in der 'Critique philosophique' 1880 No. 3, 4, 5: L'infinité de l'espace et du temps dans la métaphysique de M. Lotze; und seine Replik in der 'Revue philosophique', Juni 1880: L'infini actuel est-il contradictoire? Réplique à M. Lotze.

Grundzüge der Psychologie. Diktate aus den Vorlesungen. Lpz. 1881. — 2. Auflage, ebd. 1882. — 3. Aufl., ebd. 1884.

Grundzüge der praktischen Philosophie. Diktate aus den Vorlesungen. Leipzig 1882. — 2. Aufl., ebd. 1884.

Grundzüge der Religionsphilosophie. Diktate aus den Vorlesungen. Leipzig 1882. — 2. Aufl., ebd. 1884.

Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant. Diktate aus den Vorlesungen. Leipzig 1882. — Vergriffen und apart nicht wieder gedruckt, sondern mit aufgenommen in die 'Grundzüge d. Geschichte d. Philos.' (s. u.).

Grundzüge der Naturphilosophie. Dikt. aus d. Vorlesungen. Lpz. 1882.

Grundzüge der Logik und Encyklopädie der Philosophie. Diktate aus den Vorlesungen. Leipzig 1883. — 2. Aufl., ebd. 1885.

Grundzüge der Metaphysik. Diktate aus den Vorlesungen. Lpz. 1883. — 2. Aufl., ebd. 1887.

Grundzüge der Ästhetik. Diktate aus den Vorlesungen. Lpz. 1884. — 2. Aufl., ebd. 1888.

Grundzüge der Geschichte der Philosophie. Diktate aus den Vorlesungen [zur Zeit (Juli 1888) im Druck].

Eine englische Übersetzung von den Grundzügen der Psychologie, der praktischen Philosophie, der Religionsphilosophie, der Logik und Encyklopädie der Philos., der Metaphysik und der Ästhetik ist in Nordamerika veröffentlicht worden:

(Lotze's Outlines of Philosophy. I:) Outlines of Metaphysic. Dictated Portions of the Lectures of Hermann Lotze. Translated and edited by *George T. Ladd,* Professor of Philosophy in Yale College. Boston: Ginn, Heath & Co. 1884.

(— — II:) Outlines of the Philosophy of Religion. Dictated Portions &c. Translation edited by &c. Boston: Ginn & Company 1886.

(— — III:) Outlines of Practical Philosophy. Dictated Portions &c. Translated and edited by &c. Boston: Ginn & Company 1885.

(— — IV:) Outlines of Psychology. Dictated Portions &c. Ib. 1886.

(— — V:) Outlines of Æsthetics. Dictated Portions &c. Ib. 1886.

(— — VI:) Outlines of Logic and of Encyclopædia of Philosophy Dictated Portions &c. Ib. 1887.

Die Übersetzung scheint freilich zum Teil sehr wenig geraten zu sein. Vergl. ein Urteil darüber von Prof. W. Wallace (Oxford) in d. 'Göttingischen gelehrten Anzeigen' 1888 S. 239. — Die 'Grundzüge der Religionsphilosophie' sind auch in das Dänische übersetzt:

Hermann Lotze. Grundtræk af Religionsfilosofien. På Dansk ved Edv. Lehmann. Med et Forord af Professor Dr. K. Kroman. Kobenhavn, J. Frimodts Forlag, 1886.

Die Principien der Ethik. — 'Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift', hrsg. von Paul Lindau. Juni 1882 (= Heft 63 — Bd. XXI. 3), Seite 339—54. Breslau, S. Schottlaender. *(KS. III).*

Kleine Schriften. Band I, Leipzig 1885. — Band II, ebd. 1886. — Band III, ebd. 1888.

II. Recensionen und Selbstanzeigen.

a) in den 'Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst', herausgegeben von A. Ruge und Th. Echtermeyer.

Jahrgang 1839, Seite 1545—1592: K. W. Stark, Allgemeine Pathologie oder allgemeine Naturlehre der Krankheiten. Leipzig 1838. — *(KS. I 26).*

b) in den 'Göttingischen gelehrten Anzeigen'.

1844.

Stück 140, Seite 1390—1398: *Amand Saintes,* histoire de la vie et de la philosophie de Kant. Paris et Hambourg 1844. — *(KS. I 251).*

Stück 170—172, Seite 1695—1710: *F. Bouillier,* histoire et critique de la révolution Cartésienne. Lyon 1842. — *(KS. I 257).*

1845.

Stück 124—127, Seite 1241—1272: G. Hartenstein, die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. Leipzig 1844. — *(KS. I 268).*

1846.

Stück 4—7, Seite 38—60: H. Krause, über die Wahrhaftigkeit. Ein Beitrag zur Sittenlehre. Berlin 1844. — *(KS. I 342).*

Stück 19, Seite 191. 192: K. W. Stark, allgemeine Pathologie oder allgemeine Naturlehre der Krankheit. 2 Bde. Lpzg. 1844.45. — *(KS. I 358).*

Stück 45. 46, Seite 447. 448: H. Lotze, über den Begriff der Schönheit [Göttinger Studien 1845. 2. Abth. Seite 67—125]. — *(KS. I 360).*

Stück 57—60, Seite 561—588: J. H. Koosen, der Streit des Naturgesetzes mit dem Zweckbegriffe in den physischen und historischen Wissenschaften. Eine Einleitung in das Studium der Philosophie. Königsb. 1845. — *(KS. I 361).*

Stück 77, Seite 761—768: F. Biese, philosophische Propädeutik für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten. Berlin 1845. — *(KS. I 382).*

Stück 89—91, Seite 881—893: *Bordas-Demoulin*, le Cartésianisme ou la véritable rénovation des sciences. Ouvrage couronné par l'Institut. Précédé d'un discours sur la réformation de la philosophie au dix-neuvième siècle, par *F. Huet*. 2 tomes. Paris 1843. — *(KS. I 388).*

1847.

Stück 3. 4, Seite 28—43: G. Th. Fechner, über das höchste Gut. Leipzig 1846. — *(KS. II 272).*

Stück 6—9, Seite 57—82: Th. Waitz, Grundlegung der Psychologie, nebst einer Anwendung auf das Seelenleben der Thiere, besonders die Instinct-erscheinungen. Hamburg u. Gotha 1846. — *(KS. II 284).*

Stück 30—36, Seite 297—349: H. M. Chalybäus, Entwurf eines Systems der Wissenschaftslehre. Kiel 1846. — *(KS. II 303).*

1848.

Stück 13, Seite 133—136: Joseph Freiherr v. Eichendorff, über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1847. — *(KS. II 341).*

Stück 57, Seite 556—564: F. W. Hagen, psychologische Untersuchungen. Studien im Gebiete der physiolog. Psychologie. Braunschw. 1847. *(KS. II 345).*

Stück 63—66, S. 628—662: J. H. Koosen, Propädeutik der Kunst. Königsberg 1847. — *(KS. II 352).*

Stück 82—85, S. 817—852: H. Ulrici, das Grundprincip der Philosophie, kritisch u. speculativ entwickelt. 1. Th.: Geschichte u. Kritik der Principien der neuern Philosophie, Lpz. 1845. — 2. Th.: Speculative Grundlegung des Systems d. Philosophie od. die Lehre vom Wissen, ebd. 1846. *(KS. II 370).*

Stück 87—89, Seite 874—885: F. Vorländer, Wissenschaft der Erkenntniß. Im Abriß systematisch entworfen. Marburg u. Lpz. 1847. — *(KS. II 396).*

Stück 169, Seite 1682. 1683: H. Lotze, über Bedingungen der Kunstschönheit [Göttinger Studien 1847. 2. Abth. Seite 73—150]. — *(KS. II 404).*

Stück 169, S. 1684. 1685: Saverio Cavallari, zur historischen Entwicklung der Künste nach der Teilung des römischen Reichs [Göttinger Studien 1847. 2. Abth. Seite 222—279]. — *(KS. II 406).*

1849.

Stück 16, S. 159. 160: R. H. Lotze, allgemeine Pathologie u. Therapie als mechanische Naturwissenschaften. 2. verb. Aufl. Lpz. 1848. — *(KS. II 407).*

Stück 144, S. 1427—1436: Joh. Heinr. Löwe, über den Begriff der Logik u. ihre Stellung zu den andern philosophischen Disciplinen. Wien 1849. — *(KS. II 409).*

Stück 173—175, S. 1721—1744: E. Guhl, die neuere geschichtliche Malerei u. die Akademien. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. F. Kugler. Stuttgart 1848. — *(KS. II 417).*

1850.

Stück 80—82, Seite 793—805: Das Leben einer Hexe. In Zeichnungen von Bonaventura Genelli, gestochen von H. Merz u. Gonzenbach. Düsseldorf und Leipzig s. a. — *(KS. II 435).*

Stück 112—115, Seite 1118—1152: O. Domrich, die psychischen Zustände, ihre organische Vermittelung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena 1849. — *(KS. II 444).*

Stück 152—156, Seite 1513—1559: Th. Waitz, Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. Braunschweig 1849. — *(KS. II 471).*

Stück 167, S. 1661—1670: G. Th. Fechner, Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen. Leipzig 1848. — *(KS. II 505).*

1851.

Stück 100—102, Seite 993—1016: R. H. Lotze, allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens. Leipzig 1851. — *(KS. II 512).*

1852.

Stück 100—102, Seite 993—1014: R. H. Lotze, medicinische Psychologie od. Physiologie der Seele. Leipzig 1852. — *(KS. III. 1).*

Stück 200—203, Seite 1993—2028: M. W. Drobisch, erste Grundlinien der mathematischen Psychologie. Leipzig 1850. — *(KS. III 16).*

1853.

Stück 38—41, Seite 377—416: H. Ulrici, System der Logik. Leipzig 1852. *(KS. III 43).*

Stück 174—177, Seite 1737—1776: E. Pflüger, die sensorischen Functionen des Rückenmarks der Wirbelthiere nebst einer neuen Lehre über die Leitungsgesetze der Reflexionen. Berlin 1853. — *(KS. III 145).*

1854.

Stück 146—148, Seite 1451—1475: G. Meissner, Beiträge zu Physiologie des Sehorgans. Leipzig 1854. — *(KS. III 175).*

Stück 158—160, Seite 1580—1590: W. Schlötel, die Logik, neu bearbeitet. Göttingen 1854. — *(KS. III 193).*

1855.

Stück 106—108, Seite 1049—1068: Ed. Hanslick, vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision d. Aesthetik d. Tonkunst. Lpz. 1854. *(KS. III 200).*

Stück 109—112, Seite 1081—1112: G. Th. Fechner, über die physikalische und philosophische Atomenlehre. Leipzig 1855. — *(KS. III 215).*

Stück 153—155, Seite 1521—1538: H. Czolbe, neue Darstellung des Sensualismus. Ein Entwurf. Leipzig 1855. — *(KS. III 238).*

1856.

Stück 51, S. 498—507: *A. Lemoine,* du sommeil au point de vue physiologique et psychologique. Ouvrage couronné par l'Institut de France. Paris 1855. — *(KS. III 251).*

Stück 52—55, Seite 513—542: Wilh. Fridolin Volkmann, Grundriß der Psychologie vom Standpunkte d. philosophischen Realismus u. nach genetischer Methode. Als Leitfaden für academische Vorlesungen und zum Selbststudium. Halle 1856. — *(KS. III 258).*

Stück 61—63, Seite 613—632: Jürgen Bona Meyer, Aristoteles' Thierkunde. Ein Beitrag zur Geschichte der Zoologie, Physiologie und der alten Philosophie. Berlin 1855. — *(KS. III 280).*

Stück 72—74, Seite 713—725: Aug. Weber, die neueste Vergötterung des Stoffs. Ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes. Gießen 1856. *(KS. III 294).*

Stück 199, Seite 1977—1992: H. Lotze, Mikrokosmus. Ideen zur Geschichte und Naturgeschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. 1. Bd. Leipzig 1856. — *(KS. III 303).*

1857.

Stück 32, S. 313—320: H. Czolbe, Entstehung des Selbstbewußtseins. Eine Antwort an Herrn Professor Lotze. Leipzig 1856. — *(KS. III 315).*

Stück 36, Seite 353—356: *Antigona* Sophoclis fabula. Latinis numeris reddidit *Herm. Lotze.* Gottingae 1857. — *(KS. III 321).*

Stück 52, Seite 513—520: J. H. Fichte, Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Aerzte u. wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Lpz. 1856. — Herm. Lotze, Streitschriften. Erstes Heft. In Bezug auf Professor Fichte's Anthropologie. Leipzig 1857. — *(KS. III 324).*

1859.

Stück 8, S. 73—80: H. Lotze, Mikrokosmus. Bd. 2, Lpz. 1858. *(KS. III 330).*

Stück 93—95, Seite 921—939: J. H. Fichte, zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. Leipzig 1859. — *(KS. III 335).*

Stück 104, S. 1026—1035: Karl Snell, die Streitfrage des Materalismus. Ein vermittelndes Wort. Jena 1858. — *(KS. III 349).*

1872.

Stück 8, Seite 293—302: *Ch. H. Weisse's* System der Aesthetik. Nach dem Collegienhefte letzter Hand herausgegeben von Dr. *Rudolf Seydel,* ausserordentl. Prof. d. Phil. in Leipzig. Lpz. 1872. — *(KS. III 356).*

1876.

Stück 15, Seite 449—460: *G. Teichmüller,* neue Studien zur Geschichte der Begriffe. Erste Liefg.: Herakleitos. Gotha 1876. — *(KS. III 363).*

1880.

Stück 16, Seite 481—497: *Hoppe,* die Scheinbewegungen. Würzburg 1879. *(KS. III).*

c) **im 'Literarischen Centralblatt f. Deutschl.' hrsg. v. Fr. Zarncke.**

Jahrgang 1852, Nr. 3 S. 39: G. Th. Fechner, Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels u. des Jenseits. Vom Standpunkte der Naturbetrachtung. 3 Theile, Lpz. 1851. — *(KS. III).*

Jahrgang 1855, Nr. 7 S. 102: G. Th. Fechner, über die physikalische und philosoph. Atomenlehre, Lpz. 1855. — *(KS. III).* S. ob. pag. 118 Z. 9.

III. Beigaben zu Schriften Anderer.

Vorwort zu dem Büchlein eines Ungenannten: Das Evangelium der armen Seele, Leipzig 1871. — *(KS. III).*

Anhang (S. 315—24) zu der Schrift von *Carl Stumpf:* Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung, Leipzig 1873 [Mittheilung Lotze's, seine Gedanken von der Lokalisation der Gesichtseindrücke betreffend]. — *(KS. III).*

E.

Übersicht über Lotze's Lehrthätigkeit an den Universitäten Leipzig, Göttingen und Berlin 1839—1881.

Bei der Aufstellung des nachfolgenden Verzeichnisses ist ausgegangen worden von den in den Lektionskatalogen angekündigten Vorlesungen. Dieselben sind mit lateinischen Lettern verzeichnet, und zwar (von 1844 an) mit aufrecht stehender Schrift diejenigen davon, welche wirklich gehalten worden sind; die andern mit Kursiv-Schrift.

Von 1844 an sind dann diesen in den Lektionskatalogen enthaltenen Vorlesungen angefügt und durch deutsche Lettern kenntlich gemacht worden diejenigen Vorlesungen, welche in der That gehalten, aber in dem Lektionskatalog für das betreffende Semester noch nicht mit aufgeführt sind.

Für die Leipziger Zeit dagegen, die Jahre 1839—44, schien es am geeignetsten, einerseits mitzuteilen (in lateinischer Kursiv-Schrift) das Verzeichnis der in den Lektionskatalogen angekündigten Vorlesungen für sich, und dem gegenüber (in deutschen Lettern) eine Zusammenstellung von Lotze wirklich gehaltener Vorlesungen für sich. — Betreffs der letzteren läßt sich, vor der Hand wenigstens, nicht außer jeglichen Zweifel stellen, ob sie durchaus vollständig ist. Nach damaligem Leipziger Brauche verzeichneten diejenigen, welche an einer Vorlesung Teil nehmen woll-

ten, ihre Namen eigenhändig auf einem dazu ausliegenden Bogen. Auf Grund eines Konvoluts solcher Subskriptionsbogen, das sich in Lotze's Nachlasse fand, ist die nachfolgende Zusammenstellung von Lotze in Leipzig 1839—44 wirklich gehaltener Vorlesungen gemacht worden. Der nahe liegende Gedanke, die Vollständigkeit dieser Zusammenstellung zu verificieren durch die Bücher der Leipziger Quästur, erwies sich, bis jetzt wenigstens, als unergiebig. Herr Universitäts-Quästor A. Beer hat die Gefälligkeit gehabt, die Akten aus jener Zeit nachzusehen, aber nichts für den angegebenen Zweck Benutzbares gefunden.

Hinter den Vorlesungen, welche in der That gehalten worden sind, ist in [ ] überall die Zahl der Zuhörer notiert, welche, nach den Quästur-Berichten 2c., die betr. Vorlesung in dem betr. Semester gefunden hat. — Sogenannte Publica sind durch die bekannten Zusätze (publice, gratis, öffentlich, unentgeltlich) als solche kenntlich gemacht.

I. Leipzig (1839—44).

Wintersemester 1839—40.

Angekündigt:

Ueber Krankheiten des Nervensystems, 3 Uhr, 4 Tage, unentgeltlich.

Ueber des Aristoteles kleinere Schriften physiologischen Inhalts, 3 Uhr, 2 Tage, unentgeltlich.

Wirklich gehalten:

Pastoral-Medicin (für Stud. der Theol.), zweistündig, unentgeltlich [29].

Sommersemester 1840.

Angekündigt:

Allgemeine Pathologie und Therapie, 8 Uhr Morgens, 2 Tage, unentgeltl.

Psychologie, 3 Tage, in zu bestimmenden Stunden.

Wirklich gehalten:

Allgemeine Pathologie, Therapie und Pharmakodynamik, Mittwoch und Sonnabend, 10 Uhr, unentgeltlich [43].

Wintersemester 1840—41.

Angekündigt:

Ueber Functionen und Krankheiten des Nervensystems, 3 Uhr, unentg.

Anthropologie, Montag und Donnerstag, 3 Uhr, unentgeltlich.

Naturphilosophie, Mittwoch und Sonnabend, 11 Uhr, unentgeltlich.

Wirklich gehalten:

Ueber Nervenkrankheiten, Mittwoch und Sonnabend, 3 Uhr, unentgeltlich [18].

Naturphilosophie, unentgeltlich [13].

Sommersemester 1841.

Angekündigt:

Allgemeine Pathologie, Therapie und Receptirkunst, 11 Uhr, 4 Tage.

Gerichtliche Medicin, in zu bestimm. Stunden, unentgeltlich.

Kritische Geschichte der Homöopathie und anderer neuerer Theorien, 8 Uhr, 2 Tage.

Logik und philosophische Encyclopädie, 2 Uhr, 2 Tage.

Anthropologie, 4 Uhr, 2 Tage, unentgeltlich.

Wirklich gehalten:

Anthropologie, Mittwoch und Sonnabend, 3 Uhr, unentgeltlich [18].

Wintersemester 1841—42.

Angekündigt:

Allgemeine Pathologie und Therapie, 8 Uhr, 4 Tage.
Metaphysik, 7 Uhr, 4 Tage.
Physische Geographie, 2 Tage in zu bestimm. Stunden, unentgeltlich.

Wirklich gehalten:

Encyclopädischer Cursus der Philosophie für Mediciner (mit besonderer Berücksichtigung des Studiums der Naturwissenschaften), Montag u. Donnerstag, 4 Uhr, unentgeltlich [40].

Sommersemester 1842.

Angekündigt:

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 8 Uhr, 3 Tage.
Encyclopädie und Methodologie der Medicin, 2 Uhr, 2 Tage.
Organische Physik, 11 Uhr, 2 Tage, unentgeltlich.
Ueber Nervenkrankheiten, 3 Uhr, 2 Tage, unentgeltlich.

Wirklich gehalten:

Organische Physik (d. h. Anwendung der Physik auf den lebenden Körper), zweistündig, unentgeltlich [15].

Wintersemester 1842—43.

Angekündigt:

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 3 Uhr, 3 Tage.
Allgemeine Pathologie und Therapie, 3 Uhr, 3 Tage.
Empirische und speculative Psychologie, 11 Uhr, 2 Tage.
Ueber die neuesten medicinischen Theorien, 2 Uhr, 2 Tage, unentgeltlich.

Wirklich gehalten:

Logik und Encyclopädie der Philosophie, dreistündig [8].
Empirische und speculative Psychologie, zweistündig [5].
Allgemeine Pathologie und Therapie, dreistündig [5].

Sommersemester 1843.

Angekündigt:

Logik und encyclopädische Uebersicht der Philosophie, 11 Uhr, Mittwoch und Sonnabend.
Geschichte der Philosophie seit Kant, 11 Uhr, Montag und Donnerstag, unentgeltlich.
Encyclopädie und Methodologie der Medicin, 11 Uhr, Dienst. u. Freitag.

Wirklich gehalten:

. . . .

Wintersemester 1843–44.

Angekündigt:

Allgemeine Arithmetik, 11 Uhr, 4 Tage.
Psychologie, 3 Uhr, 2 Tage.
Ueber das philosophische System Herbart's, 4 Uhr, 2 Tage, unentgeltl.
Allgemeine Pathologie und Therapie, 3 Uhr, 4 Tage.

Wirklich gehalten:

Psychologie, Dienstag und Freitag, 8 Uhr [30].
Allgemeine Pathologie und Therapie, zweistündig, 3 Uhr [11].
Allgemeine Arithmetik [9].

II. Göttingen (1844—81).

Sommersemester 1844.

Geschichte der neuesten Philosophie seit Kant, fünfstündig [9].
Reine und angewandte Logik, vierstündig [17].

Wintersemester 1844–45.

Psychologie, 5 Stunden, 8 Uhr [30].
Metaphysik, 4 St., 2 Uhr [10].
Allgemeine Physiologie, 3 St., 3 Uhr [13].
Philosophische Disputationen, privatissime aber gratis.

Sommersemester 1845.

Logik und encyclopädische Einleitung in die übrigen Theile der Philosophie, 4 St., 7 Uhr Morgens [60].
Aesthetik, 4 St., 4 Uhr [4].
Anthropologie, 2 St., 11 Uhr, publice [?].
Philosophische Disputationen, privatissime aber gratis.

Wintersemester 1845–46.

Logik und encyclopädische Einleitung in die übrigen Theile der Philosophie, 4 St., 5 Uhr [12].
Psychologie, 4 St., 8 Uhr [22].
Metaphysik, 4 St., 2 Uhr [3].
Allgemeine Physiologie [10].

Sommersemester 1846.

Naturphilosophie, 4 St., 7 Uhr [7].
Kritische Geschichte der Philosophie seit Kant, 5 St., 8 Uhr [9].
Aesthetik, 4 St., 3 Uhr [6].

Wintersemester 1846–47.

Logik und Encyclopädie des Systems der Philosophie, 4 St., 8 Uhr [19].
Psychologie und Geisteskrankheiten, 4 St., 5 Uhr [21].

Allgemeine Physiologie und Philosophie der Medicin ('Physiol. gener. et philosophiam ad reliqua artis medicae capita applicatam tradet'), 3 St., 11 Uhr [11].
Philosophische Disputationen.

Sommersemester 1847.

Metaphysik und Elemente der Naturphilosophie, 4 St., 7 Uhr [17].
Aesthetik, 4 St., 5 Uhr [10].
Allgemeine Physiologie, 3 St., 10 Uhr [6].

Wintersemester 1847—48.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 8 Uhr [15].
Psychologie, 4 St., 5 Uhr [29].

Sommersemester 1848.

Naturphilosophie, 4 Stunden, 7 Uhr.
Aesthetik, 4 St., 5 Uhr [14].
Geschichte der Philosophie seit Kant, 4 St., 4 Uhr [18].
Ueber Geisteskrankheiten, 3 Stunden, 10 Uhr.

Wintersemester 1848—49.

Metaphysik und System der Philosophie ('de metaphysica et de forma systematis philosophici'), 4 St., 2 Uhr [13].
Psychologie und Geisteskrankheiten, 4 St., 5 Uhr [36].

Sommersemester 1849.

Praktische Philosophie, 4 Stunden, 3 Uhr.
Aesthetik, 4 St., 5 Uhr [10].

Wintersemester 1849—50.

Logik und Theorie der Erkenntniss, 4 Stunden, 9 Uhr.
Psychologie und Geisteskrankheiten, 4 St., 5 Uhr [42].

Sommersemester 1850.

Metaphysik, 4 St., 8 Uhr [9].
Aesthetik, 4 Stunden, 5 Uhr.
Allgemeine Pathologie, 4 Stunden, 3 Uhr.

Wintersemester 1850—51.

Logik und Theorie der Erkenntniss, 4 St., 3 Uhr [15].
Psychologie und Geisteskrankheiten, 4 St., 5 Uhr [23].

Sommersemester 1851.

Metaphysik und Naturphilosophie, 4 Stunden, 8 Uhr.
Aesthetik, 4 St., 5 Uhr [4].
Allgemeine Pathologie und Therapie [4].

Wintersemester 1851—52.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 4 Uhr [21].
Psychologie und Geisteskrankheiten, 4 St., 5 Uhr [22].

Sommersemester 1852.

Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant, 5 St., 5 Uhr [20].
Metaphysik, 5 Stunden, 4 Uhr.
Encyclopädischer Cursus der Philosophie für Mediciner, 5 Std., 8 Uhr.

Wintersemester 1852—53.

Logik, 4 St., 4 Uhr [25].
Psychologie und Geisteskrankheiten, 4 St., 5 Uhr [25].
Naturphilosophie, 4 Stunden, 8 Uhr.

Sommersemester 1853.

Metaphysik, 4 Stunden, 3 Uhr.
Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant, 5 St., 5 Uhr [12].

Wintersemester 1853—54.

Logik und Metaphysik, 4 St., 3 Uhr [12].
Psychologie und Geisteskrankheiten, 4 St., 5 Uhr [22].
Naturphilosophie [13].

Sommersemester 1854.

Aesthetik, 4 St., 3 Uhr [6].
Geschichte der Philosophie seit Kant, 4 St., 5 Uhr [8].

Wintersemester 1854—55.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 3 Uhr [35].
Psychologie und Geistesstörungen, 4 St., 5 Uhr [13].

Sommersemester 1855.

Aesthetik, 4 Stunden, 3 Uhr.
Geschichte der Philosophie seit Kant, 4 St., 5 Uhr [7].
Encyclopädischer Cursus der Philosophie für Mediciner, 4 Std., 6 Uhr Abends.

Wintersemester 1855—56.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 3 Uhr [25].
Psychologie und Geistesstörungen, 4 St., 5 Uhr [28].

Sommersemester 1856.

Metaphysik, 4 St., 8 Uhr [14].
Aesthetik, 4 St., 5 Uhr [10].
Ueber die Meinungen von der Natur der menschlichen Seele, Mittwochs 5 Uhr, öffentlich [?].

Wintersemester 1856—57.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 2 Uhr [32].
Psychologie, 4 St., 5 Uhr [24].

Sommersemester 1857.

Metaphysik, 4 St., 2 Uhr [12].
Praktische Philosophie, 4 St., 8 Uhr [15].

Wintersemester 1857—58.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 2 Uhr [21].
Psychologie, 4 St., 5 Uhr [20].

Sommersemester 1858.

Naturphilosophie, 4 St., 7 Uhr [19].
Religionsphilosophie ('Theologiam philosophicam, quam philosophiam religionis dicunt, docebit') 4 St., 2 Uhr [10].

Wintersemester 1858—59.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 Std., 3 Uhr [19].
Psychologie, 4 St., 5 Uhr [31].

Sommersemester 1859.

Metaphysik, 4 St., 8 Uhr [12].
Geschichte der Philosophie seit Descartes, 4 St., 5 Uhr [17].

Wintersemester 1859—60.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 2 Uhr [36].
Psychologie, 4 St., 5 Uhr [53].

Sommersemester 1860.

Naturphilosophie, 4 St., 8 Uhr [18].
Religionsphilosophie, 4 St., 5 Uhr [31].

Wintersemester 1860—61.

Philosophie der Geschichte oder allgemeine Culturgeschichte, 4 Stunden, 2 Uhr [14].
Psychologie, 4 St., 5 Uhr [70].

Sommersemester 1861.

Metaphysik, 4 St., 8 Uhr [16].
Praktische Philosophie, 4 St., 5 Uhr [14].

Wintersemester 1861—62.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 10 Uhr [52].
Psychologie, 4 St., 5 Uhr [40].

Sommersemester 1862.

Naturphilosophie, 4 St., 8 Uhr [12].
Religionsphilosophie, 4 St., 5 Uhr [29].
Ausgewählte Capitel der Philosophie, in zu bestimm. Stunden, publice.

Wintersemester 1862—63.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 10 Uhr [23].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [33].

Sommersemester 1863.

Metaphysik, 4 St., 7 Uhr Morgens [14].
Religionsphilosophie, 4 St., 5 Uhr [17].

Wintersemester 1863—64.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 10 Uhr [21].
Psychologie, 4 Std., 4 Uhr [45].

Sommersemester 1864.

Religionsphilosophie, 4 St., 9 Uhr [10].
Naturphilosophie, 4 St., 11 Uhr [16].

Wintersemester 1864—65.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 10 Uhr [24].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [37].

Sommersemester 1865.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [14].
Aesthetik, 4 St., 4 Uhr [16].

Wintersemester 1865—66.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 3 Uhr [33].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [62].

Sommersemester 1866.

Religionsphilosophie, 4 St., 11 Uhr [40].
Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant, 4 St., 4 Uhr [38].

Wintersemester 1866—67.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 11 Uhr [15].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [44].

Sommersemester 1867.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [19].
Religionsphilosophie, 4 St., 4 Uhr [26].

Wintersemester 1867—68.

Psychologie, 4 St., 4 Uhr [64].
Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant, 4 St., 11 Uhr [21].

Sommersemester 1868.

Naturphilosophie, 4 St., 10 Uhr [20].
Praktische Philosophie, 4 St., 4 Uhr [23].

Wintersemester 1868—69.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 11 Uhr [44].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [33].

Sommersemester 1869.

Metaphysik, 4 St., 9 Uhr [12].
Geschichte der Philosophie, 5 St., 5 Uhr [99].

Wintersemester 1869—70.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 10 Uhr [44].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [82].

Sommersemester 1870.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [24].
Praktische Philosophie, 4 St., 4 Uhr [32].

Wintersemester 1870—71.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 10 Uhr [20].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [44].

Sommersemester 1871.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [15].
Religionsphilosophie, 4 St., 4 Uhr [48].

Wintersemester 1871—72.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 10 Uhr [60].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [67].

Sommersemester 1872.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [27].
Praktische Philosophie, 4 St., 4 Uhr [29].

Wintersemester 1872—73.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 10 Uhr [74].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [81].

Sommersemester 1873.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [32].
Religionsphilosophie, 4 St., 4 Uhr [50].

Wintersemester 1873—74.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 10 Uhr [56].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [93].

Sommersemester 1874.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [29].
Praktische Philosophie, 4 St., 4 Uhr [38].

Wintersemester 1874—75.

Naturphilosophie, 4 St., 10 Uhr [21].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [74].

Sommersemester 1875.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [22].
Religionsphilosophie, 4 St., 4 Uhr [28].

Wintersemester 1875—76.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, 4 St., 10 Uhr [27].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [47].

Sommersemester 1876.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [15].
Praktische Philosophie, 4 St., 4 Uhr [9]*).

Wintersemester 1876—77.

Naturphilosophie, 4 St., 10 Uhr [13].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [54].

Sommersemester 1877.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [13].
Religionsphilosophie, 4 St., 4 Uhr [29].

Wintersemester 1877—78.

Psychologie, 4 St., 4 Uhr [59].

Sommersemester 1878.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [26].
Praktische Philosophie, 4 St., 4 Uhr [23].

Wintersemester 1878—79.

Religionsphilosophie, 4 St., 10 Uhr [18].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [55].

Sommersemester 1879.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [24].
Geschichte der neueren, insbesondere der deutschen Philosophie seit Kant, 4 St., 4 Uhr [59].

Wintersemester 1879—80.

Logik, 4 St., 10 Uhr [54].
Psychologie, 4 St., 4 Uhr [106].

Sommersemester 1880.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [23].
Praktische Philosophie, 4 St., 3 Uhr [34].

Wintersemester 1880—81.

Logik, 4 St., 10 Uhr [41].
Psychologie, 4 St., 3 Uhr [117].

III. Berlin (1881).

Sommermester 1881.

Metaphysik, 4 St., 10 Uhr [67].
Psychologie, 4 St., 5 Uhr [185].

*) Lotze war auf seinen angelegentlichen Wunsch zu Neujahr 1875 aus der 'Wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission für die Kandidaten des höhern Schulamts' ausgeschieden, während er vorher (seit 1869) und auch nachher wieder (von Ostern 1879 an bis zu seinem Weggang von Göttingen) der genannten Kommission als Mitglied angehört hat.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.